

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. H. H. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleiche unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Sedan.

Vierzig Jahre sind seit dem Jubel des ersten Sedan-tages vergangen, und immer weniger werden die Männer, die ihn noch selbst mit haben schaffen helfen. Damals erfüllte sich, wgs Jahrzehnte lang das deutsche Volk als das Höchste gewünscht und erhofft hatte. Als der greise König Wilhelm am Abend der Schlacht über das blutgetränkte Gefilde ritt, da sagte ihm das Hurra seiner Krieger, was ihre Herzen erfüllte, und aus den strahlenden Augen leuchtete ihm heiße Verehrung und Liebe entgegen. Und hinter dem Volk in Waffen stand daheim ein Volk voll Erwartung und Hoffnung, alle Stämme geeint durch den größten Wunsch nach deutscher Einheit. Da stieg manch heißes Gebet empor für Söhne, Väter und Gatten in der Ferne, da richtete sich das Auge vertrauensvoll auf die Führer, und als die Geschützdonner von Sedan verhallten, da schien die Erfüllung jahrelanger Hoffnung glänzend heraufzusteigen. Welch ergreifendes Bild: dies Volk einig in allen Ständen und Stämmen, am Sedantage sich vereinigend in dem einen großen Jubelbelieb!

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm Durchs Land frohlocken im Jubelsturm, Des Flammertages Geleucht faßt an: Der Herr hat großes an uns getan! Ehre sei Gott in der Höhe!

Das ist keine Uebertreibung. Die es erlebt haben, sagen es uns, daß es wirklich eine Zeit voll unbeschreiblicher Erhebung war, wo auch mancher seines Gottes wieder gedachte, der ihm längst Valet gesagt hatte.

Nun haben wir das, was zu Sedan errungen worden ist. Das Blut unserer Krieger hat sich doch als ein starker Ritt erwiesen für den Bau, dem mancher schnellen Untergang geweiht hat. Wills Gott, soll es ein ewiger Ritt sein, der hält, so lange Gott will. — Wohl ist das Bild heut ein anderes. Jenes einst so einmütige Volk scheint gerade jetzt zerklüftet und zerrissen als sonst. Genug, übergenug der Aufgaben, der großen Ziele sind vorhanden, aber wir können unserer Kraft durch inneren Zwiespalt. Gerade da ist das Festhalten an der Sedanfeier doppelt nötig. Sie ruft uns immer wieder ins Gedächtnis zurück nicht nur das erquickende Bild einer großen Zeit, ruft uns auf zum Dank und zur Freude am Errungenen, sie zeigt uns auch, daß Gottes Fügungen und Führungen allein solche große Zeiten herbeiführen.

Unter den Palmen von Bordighera.

Stizze von v. v. Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie sind langweilig, Baron.“ kam es schmolend von ihren roten Lippen. Doch sie erhob sich, raffte Gold und Papiergeld in ihre kleine Handtasche und verließ an ihrem Arm den Saal.

Manche Augen haben dem wunderschönen Weibe nach, dessen königliche Gestalt durch die denkbare oftbarste Toilette noch gehoben wurde. „Die Marquise von Broggi“, flüsterten einige; „sie war früher Schauspielerin, heiratete vor einem Jahr den greisen Marquis und wurde schon nach drei Wochen Witwe. Jetzt will sie den schönen Baron Bergfeld heiraten, aber der hat schon eine Frau irgendwo in Deutschland.“

Das Paar war aus den dumpfen Prachträumen in den Sonnenglanz hinausgetreten und wandelte in den breiten Rieswegen des herrlichen Rasenparks auf und ab.

In einem Pavillon spielte eine Musikpelle feurige Weisen, vom Meer kam ein erfrischender Lufthauch und bewegte leise die Kronen der Palmen.

„Lassen Sie uns abreißen, Blanche“, bat dringend ihr Begleiter. „Ich möchte fort, — lassen Sie uns hinüber nach Algier fahren — wir waren beide noch nicht dort. Ich bin der Riviera so überdrüssig.“

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und rief ärgerlich: „Das alles nur, weil Sie ihr gestern begegnet sind! — Also das war sie! — Diese kleine, blaue, unscheinbare Frau, die so verängstigt in dem Wagen saß, als wir vorbeifuhren? Schade, daß es so schnell ging — ich hätte sie mir gern näher angesehen. Ihre Begleiterin gefiel mir besser! — Uebrigens begreife ich Sie nicht, Baron.“ fuhr sie fort, als dieser beharrlich schwieg. „Täglich versichern Sie mich Ihrer Liebe, erklären, ohne mich nicht leben zu können — und dabei hat Sie dies Begegnen mit der Dame, die einmal Ihre Frau war, so alteriert. Ja, widersprechen Sie nicht — ich habe es doch gemerkt und finde Sie sehr charakterlos!“

So wahr unseres Volkes Einigung ein Werk Gottes ist durch die von ihm erweckten Männer, so wahr kann nur Gottes Führung in unserem vielfach zersplitterten Volke einigende, zusammenhaltende Kräfte wecken: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten wollen.“

Gott schenke sie unserem Volke immer mehr von einem Sedantage zum andern!

Wie sieht's aus in der Welt?

Die Königsberger Universität nahm Gelegenheit, unseren Kronprinzen in besonderer Weise zu ehren durch die Verleihung der Würde eines

Rektors Magnificentiissimus.

Bei der feierlichen Investitur und Proklamation hielt der Kronprinz eine Ansprache, in der er u. a. ausfuhrte:

„Weisen Sie uns die Wege, auf denen unter deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gebietet, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, vielmehr sehen wir uns nach Betonung unseres deutsch-nat. Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen.“

Diese Worte haben nicht nur bei der studierenden Jugend, sondern überall in deutschen Landen begeisterten Wiederhall gefunden. Nur die sozialdemokratische Presse und ein Teil der äußersten Linken nehmen Anstoß an der Betonung: „Völkischer Eigenart“. Geradezu typisch benimmt sich das Berliner Tageblatt. In langer Folge hält sie dem Kronprinzen eine Ständrede über: „internationalisierende Tendenzen“.

Man merkte den jüdischen Zeitungsschreibern an, wie der Stieb gefahren, sie trümmen und winden sich und — schimpfen wie die Gassenjungen. Der Kronprinz soll ein „unklares Schlagwort“ gebraucht haben; o nein, an Klarheit lassen die trödeligen Worte nichts zu wünschen übrig. Deutschnational ist der direkte Gegensatz von „jüdischem Geist“. Das verstehen die Moske-Leute sehr gut und darum sind sie von der Drehtanzheit befallen worden, darum rempelt man jeden an, der es wagt, von der „deutschen Eigenart“ und vom „deutsch-nationalen Volkstum“ zu reden.

Unter Kaiser

hat auf der Marienburg bei Danzig fast zu derselben Stunde die mögliche Mißdeutung seiner viel kritisierten Königsberger Rede, daß er die Krone allein Gott verdanke und daß er sich als ein Instrument seines Gottes betrachte, richtig gestellt, zu der die Nordd. Allg. Zeitung die Erklärung des Reichskanzlers über die Rede brachte. Wie der Kaiser das Gottesgnadentum für jeden Christen in Anspruch nimmt, der sich an Gott gebunden fühlt,

so ist es das höchste Panier, unter dem ein Herrscher seine Mission vollbringen kann. Auch was der Kaiser über die gemeinsame Arbeit aller Stände und Berufsstände sowie über das Zusammenhalten in brüderlicher Liebe auf der Marienburger Feste sagte, fand in den bürgerlichen Kreisen des deutschen Volkes freudige Zustimmung. — Die Erklärung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg zur Königsberger Kaiserrede wird dagegen von vielen Blättern und bis in die Reihen der Konfessionen hinein angegriffen und als eine Lässigkeit von der Feststellung des Fürsten Bülow im November 1908 betrachtet, der Kaiser werde sich auch in seinen Privatgesprächen hinfort mehr Zurückhaltung auferlegen, da andernfalls weder er, Fürst Bülow, noch irgend einer seiner Nachfolger die Verantwortung tragen könnte.

Englische, französische, österreichisch-ungarische führende Zeitungen besprechen die Kaiserrede in Worten höchster Anerkennung. So liest man in Londoner Zeitungen: Die Empfindlichkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland ist keineswegs berechtigt, die Ethik der Rede ist bewundernswert. Der Kaiser hat die Rechte eines konstitutionellen Monarchen nicht überschritten. Die Meinung, daß der Kaiser beabsichtige, die Verfassung vom November 1908 umzuwerfen, ist eine Beleidigung seiner persönlichen Ehrlichkeit und seines historischen Bewusstseins. Mit der Verehrung des Hohenzollern-Ideals ist das treue Festhalten an der Konstitution durchaus vereinbar. Die Londoner Times sagen: Die beiden populärsten Männer der Welt, Kaiser Wilhelm und Ex-Präsident Roosevelt reden eine in ihrer Stärke und Deutlichkeit so ähnliche Sprache über die einfach menschlichen Pflichten, denen sich Männer und Frauen zu entziehen suchen. Der deutsche Kaiser und Roosevelt predigen in denselben Worten, die Moral ist dieselbe. — Die französische Presse heftet sich begreiflicherweise an das Wort über die Notwendigkeit einer lückenlosen deutschen Rüstung und sagt die Kaiserrede aus einem nicht mißzuverstehenden Mahnruß auf, daß nur die für den Ernstfall vorbereitete Nation ein Recht habe, in der allgemeinen Politik von heute entscheidend mitzusprechen.

Den ausländischen Botschaften gegenüber nehmen sich die Kritiken einiger bürgerlicher Blätter sehr belächelnd aus. Auf die Frage:

Der Streik der Werftarbeiter

in Hamburg breitet sich nunmehr auch auf solche Betriebe aus, die nur in losem Zusammenhange mit den Werften stehen. Bei verschiedenen größeren Armaturenfirmen haben die Arbeiter die Arbeit ebenfalls niedergelegt. Jetzt sind die Werftstättenarbeiter der Voermannlinie und der Deutsch-Danischlinie ausständig geworden, in den Armaturfabriken und Metallgießereien von Went auf Steinwärd, Dieh in Otten und Rabba auf Steinwärd erfolgten ebenfalls Arbeitsniederlegungen, so daß insgesamt etwa 420 Mann sich den Ausständigen angeschlossen haben.

In Cetinje hat sich die

Proklamation Montenegro zum Königreich

programmatisch und ohne Zwischenfall vollzogen. Die Stupischina trat im Schwurgerichtssaal des alten Palais auf. Der Präsident Djulanowitsch eröffnete die Sitzung und beantragte in einer Resolution die Proklamierung des Königreichs. Es erfolgten kürzliche Zustimmungsrufe. Minister-

Ein sonniger Tag brach an, leuchtender denn je erstrahlten das Meer, die Felsen, die Oliven- und Orangenhaine, und berauschend dufteten die weißen Blüten der Limonen und die Rosen in den Gärten, an den Mauern, an den Balkonen.

Um die wichtige Unterredung der Gatten nicht zu stören, trennte sich Elmor nach dem ersten Frühstück von der Freundin. Mit einem warmen „Gott mit dir“ drückte sie ihr im Fortgehen die Hand.

Wie mochte sich Hannahs Leben fortan gestalten! Sie hing diesem Gedanken betümmert nach, während sie auf der Strada Romana langsam der Altstadt Bordighera zuschritt. Sie liebte dieses eigenartige, uralte Häusergewirr, das eng und schmugig, und doch so unendlich malerisch an dem Berge klebte. Sie stieg die schmalen, gewundenen Gäßchen und Steintreppen empor, bis zu dem kleinen Platz, der vor der Kirche einen freieren Ausblick bot.

Überall sahen dunkeläugige, ärmliche Menschen aus den Häusern, die zum Schutz gegen Erdbeben mit feineren Bogen über den schmalen Gassen miteinander verbunden waren. Von den verwitterten Bogen hingen blühende Klettergewächse herab, und am Ende der kleinen Straßen blaute das Meer.

Zerlumpte Kinder spielten vor den düsteren Behausungen, Arbeiter lehnten an der Mauer und verzehrten ihre Polenta, die eine dunkeläugige Frau goldgelb und noch dampfend in Stücke schnitt. Die lebhaft italienische Unterhaltung des Volkes schlug melodisch an ihr Ohr.

Gedankenvoll wanderte sie an den Mauerresten vorüber, die noch aus ferner Römerzeit stammten. Sie mußte fort und fort an Eberstein denken, seit sie ihn gestern so unerwartet gesehen.

Er hatte sie sicher nicht bemerkt, der Wagen fuhr zu rasch vorüber — aber sie hatte ihn gleich erkannt. Unter Hunderten hätte sie seine Gestalt herausgefunden.

Sie wollte durch die Porta Sottana das Freie gewinnen, als sie betroffen stehenblieb; denn vor ihr saß der Maler, emsig an einem Bilde arbeitend, das sich gerade von hier, über das alte Gemäuer hinweg, auf Palmen und Meer, dem Muae in wunderbarer Schönheit bot.

Erich.

präsident Tomjanowitsch verlas eine Rede, in der er den Antrag namens der Regierung befürwortete. Die Mitglieder der Stupschina begaben sich hierauf in das Palais, um dem Fürsten die Königskrone anzubieten. Der Fürst, umgeben von seiner Familie, dem König von Serbien und dem Kronprinzen von Serbien, erwartete die Stupschina im großen Empfangssaal. Der Präsident verkündete den Beschluß der Stupschina. Der Fürst nahm die Königskrone an und unterzeichnete den Akt. Er führt den Titel Nikolaus I., König von Montenegro.

Zum spanisch-vatikanischen Konflikt

teilt der Mailänder „Corriere della Sera“ mit, daß die päpstliche Antwortnote keine neuen Vorschläge enthält. Sie ist weiter nichts als eine Bestätigung der ersten Note, und von einem Rückzug der Kurie kann im Ernst also noch kaum die Rede sein, ebensowenig freilich von einem Rückzug der Regierung. Ministerpräsident Canalejas gab die Erklärung ab, die Regierung werde das Cadenas-Gesetz nicht zurückziehen, weil das Sache des Senats sei, dessen Mehrheit das Gesetz angenommen habe. Canalejas fügte hinzu, in dem Cadenas-Gesetz läge weder eine Herausforderung noch eine Beleidigung des Vatikans und die Regierung könne es ohne Verletzung der Verfassung nicht zurückziehen.

Manöverglück.

Stizze von Käte Lubowski.

Der General der Infanterie von Hammerbach hatte vier Töchter, von denen die sechsen erwachsene älteste nach seiner Ansicht über so viele Reize verfügte, daß sie entweder Anspruch auf einen amerikanischen Dollarsmillionär oder auf einen wohlhabenden Zunker hatte. Deshalb riefte er, als ein dritter, absolut unprogrammierbarer Anspruch auf und nicht wieder untertauchte. Er hatte nämlich in hochgegener Person Zeuge sein müssen, wie — am Schluß eines Sommerfestes — die Hände seiner Ältesten vier Minuten und elf Sekunden in zwei anderen männlichen ruhten, und sich auch schließlich ihr feines Köpfchen langsam einem sonnenverbrannten strahlenden Gesicht entgegenneigte. Nun hätten selbst Mädchen von schwungvoller Phantasie weder etwas Amerikanisches noch ausgesprochenen Jüngerhautes in Anneliese Hammerbachs Schwarm entdecken können. Und er selbst wollte auch gar nichts anderes sein, als wie sein Namen ihm vorschrieb: Ein anständiger Durchschnittsmensch, der seinen jungen Hauptmannsrank und seinen Sammelnamen „Müller“ mit frischem Stolz durch das Leben trug.

Als der General von Hammerbach genug geseht hatte, schickte er Anneliese zu seiner unverheirateten, in einem adligen Fräuleinstift lebenden Schwester und gab sich nun mit angenehmen Eifer der Aufgabe hin, dem Hauptmann Wilhelm Müller aufs Dach zu steigen. Dabei kamen natürlich unausgeseht einseitige Püffe und Beulen heraus. Hauptmann Müller trug sich mindestens eine Minute täglich mit einem schwarzen Selbstmordgedanken und atmete erst auf, als eines Tages — ganz unerwartet — Anneliese aus der Verbannung zurückkam.

Schreiben hatte sie ihm das nicht können. Dazu wurde sie viel zu streng bewacht. Aber ihre alte, gewesene Kinderfrau, die den Ehrenposten einer Wirtschaftlerin im Hammerbachschen Heim ausfüllte, hatte ihm — auf dem Wege vom Wochenmarkt — so lange mit einem Bündel langer Ababarberengel in den Rücken gepufft, bis er sich ärgert herumdrehte. Die Vorübergehenden mochten ihr Gemurmel für eine lebenswürdige Entschuldigung gehalten haben, in Wirklichkeit hieß es: „Heute um neun Uhr abends am Schießstand drei.“

Hauptmann Müller war bereits um acht Uhr zur Stelle. Eine Stunde später flatterte etwas in seine Arme, barg den Kopf an seine Brust und schluchzte verzweifelt auf.

„Es ist alles — alles zu Ende! Papa ist unbittlich. O Gott, o Gott, wie schafften wir nur diesen entsetzlichen Misset Brinks aus dem Wege?“

Hauptmann Müller ahnte bis jetzt noch nichts von einem Nebenbuhler. Anneliese berichtete in fliegender Fahrt: „Papa hat ihn in der Loge bei Tarod kennen gelernt. Er ist aus Boston gekommen, um sich hier ein paar tausend Taler zuzulegen. Papa ist entzückt von ihm. Er ist den ganzen Tag bei uns, wenn er nicht nach dem Ader rumhustet. Wir wollen fliehen, Geliebter.“

Dazu verpönte Hauptmann Müller aber nicht die geringste Neigung. Er küßte behutsam die perlenden Tränen aus den lächeln Mädchenaugen fort und begann zu überlegen, was dabei zu tun sei.

„Du mußt standhaft bleiben, Anneliese, und mich lieb behalten,“ fand er schließlich als das einzig wirksame Gegenmittel heraus.

Das wollte sie ja auch so gern. Aber es war doch so furchtbar schwer. Sie flüsterte ihm auch noch etwas zu:

„Mebrigens ist er morgen zu Oberleutnant Frank gebeten. Er will den Herren ein neues amerikanisches ganz harmloses

Spielchen beibringen. Papa hat Vortrag von Kronert. Da können wir uns vielleicht hier wieder treffen.“

Hauptmann Müller sah nachdenklich auf seine Stiefelspitzen herab.

„Ich habe leider auch etwas vor, Anneliese, aber vielleicht übermorgen.“ Hauptmann Müller ließ sich nämlich auch noch zu Oberleutnant Frank einladen.

Mitter Brinks mißfiel ihm gründlich. Trotzdem drängte er sich nach den ersten Spielen, bei denen er als stummer, aber desto aufmerksamer Zuschauer fungiert, danach, in seiner unmittelbaren Nähe zu sitzen.

Von diesem Abend an waren die beiden unzertrennlich. Die Kameraden wunderten sich darüber. Der Hauptmann Müller hatte doch sonst so viel Taftgefühl. Merkte er denn gar nicht, daß der reiche Amerikaner über diese zähe Anhänglichkeit nervös wurde?

O ja, das merkte er sehr wohl, und darum eben wich er ihm nicht von der Seite.

Eines Tages konnte er in Helm und Gala bei dem General vorsprechen, um diesem in ehrerbietigem Ton zu melden: „Herr General, ich halte mich zu diesem Schritt für verpflichtet, weil ich weiß, daß Mitter Brinks die hohe Ehre hat, in dem Hause des Herrn Generals freundschaftlich verkehren zu dürfen. Ich habe gestern diesen Herrn beim Falschspielen ertappt. Oberleutnant von Frank und Leutnant von Wäldern werden auf Wunsch meine Wahrnehmungen bestätigen.“

Als der General von Hammerbach wenige Minuten später den Amerikaner schriftlich um eine Unterbrechung ersuchte, wurde ihm von dem Sotelmist mitgeteilt, daß der laubere Galt ganz plötzlich, und zwar ohne seine Rechnung zu bezahlen, verschwunden sei. Ob Herr General für den guten Bekannten vielleicht die Kleinigkeit auslegen wollten? ...

Seither strich der General den amerikanischen Dollarsmillionär von der Freierliste und ließ nur noch den wohlhabenden Zunker stehen.

Für Hauptmann Müller aber fand sich immer noch kein Mädchen. Anneliese wurde darüber schmaler und durchsichtiger. Hauptmann Müllers Uniformen mußten sämtlich eingenäht werden. Anneliese weinte viel und ah immer weniger. Da ging eines Tages Hauptmann Müller wiederum in voller Gala zu dem General. Diese Unterbrechung war ebenso kurz wie klar.

„Herr Hauptmann, Sie hätten sich dies sehr wohl erpaaren können. Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen auch nur die geringste Hoffnung zu machen. Verzeihen Sie meine Offenheit, wenn man schon in dieser heiligen feuren anpruchlosen Zeit kein Krösus ist, dann muß man wenigstens ein militärisches Genie sein, wenn man durchsage eine Familie gründen will.“ Herr Hauptmann Müller, ich bedauere also auf das lebhafteste.

Mit dieser tröstlichen Eröffnung mußte, drei Tage später, Hauptmann Müller mit seinem Bataillon ins Manöver ausrücken.

Ihm war plötzlich alles furchtbar gleichgültig.

Bei der ersten größeren Übung lag er mit der Mannschaft im Tal an der Grenze zu einem Gebirgsübergang. Der erhaltene Befehl lautete:

Bataillon soll sich gegen die Höhe entwickeln und das Gefecht eröffnen. Die beiden vorderen Kompanien sollen auszuweichen und gedeckt durch das kurze Gehölz bis zur Höhe klammern.

Somit hatte Hauptmann Müller dergleichen Befehle und untreulich. Sein Entschluß war gefaßt und durch Anneliese-Aufgaben mit heiligem Eifer erfüllt. Heute war er müde les freudig zustimmende Antwort zu einem unerwarteten geworden: Sie wollten heiraten, sobald Anneliese großjährig geworden; und er würde den bunten Rod ausziehen, um sich unter seines Vaters Leitung auf dessen Gut langsam, aber sicher zu einem tüchtigen Landwirt heranzubilden.

Der Tag heute war heiß und windstill. Die Mannschaft lauerte, erschöpft von Hitze und Staub und den anstrengenden Märschen der vorangegangenen Tage, vorchristlich in niederem Gestrüpp, bis plötzlich ein frischer Junge seinem linken Nachbar zurante:

„Rief, Juffa, was hier wächst! Is dat nicht jut?“

Von Glied zu Glied lief das Raunen und schwoll schließlich zu einem allgemeinen großen Behagen an.

Auf die Knie ließen sich die Soldaten herab und begannen Strich für Strich die kleine Höhe hinaufzupürchen, Hände und Mund in fröhlicher Bewegung, die hellen Augen voller Lachen und Leuchten.

Hauptmann Müller ließ sie nach kurzem Ueberlegen gewähren. Der Feind würde bestimmt erst gegen Mittag andrücken. Er mußte plötzlich an seine Jugendzeit denken, wo auch ihn diese Tätigkeit mit heller Begeisterung erfüllt hatte. Ja, er ließ sich sogar selbst in das kurze, tiefergrüne Gestrüpp nieder und tat daselbe, wie seine Mannschaft.

Hauptmann Müller hatte in der letzten Zeit vieles erlebt und eigentlich gemeint, daß ihn gar nichts mehr außer Fassung bringen könne. Bei der Kritik des Generals von Hammerbach aber mußte er doch einsehen, daß es Wunder gab, von denen er bisher noch nichts gehört hatte.

Diese Kritik war das glänzendste und wohlwollendste, was jemals dem Munde des Gestranges entspringen war. Er führte aus, daß sich die Leute dem Gelände tabellos angepaßt hätten und, die natürliche Dedung benutzend, beständig am Boden geblieben seien. Dadurch sei es dem unerwartet früh andrückenden Gegner unmöglich gewesen, das Feuer zu eröffnen. Hauptmann Müller aber erhielt noch privatim ein paar bedeutungsvolle Worte.

„Herr Hauptmann Müller, ich stehe nicht an, Ihnen meine volle Anerkennung auszudrücken. Sie sind doch ein militärisches Genie!“

Der so Beglückte wollte einen Dank stammeln, ein Saudzen in die Lüste schmellern — aber da war der Mächtige schon davongesprenzt.

Da tat er denn nach einem kurzen, aber tiefen Seufzer der Erlösung aus doppelter Qual das nämliche, das seine Mannschaft jetzt mit Ausdauer und Energie betrieb: Er bemühte sich, die Spuren des ausgiebigen Blaubeeregenusses, dem sie sich, entgegen aller militärischen Disziplin, andauernd hingegeben, von Mund und Rinn zu entfernen.

Und diese kleine Geschichte hat den seltenen Vorzug, wirklich wahr zu sein.

Die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches

umfaßt bekanntlich drei große Gruppen: die Krankenversicherung, die Unfallversicherung und die Invaliden- und Altersversicherung. Sie ist reichsgesetzlich geregelt, beruht auf Gegenseitigkeit und Selbstverwaltung, umfaßt ohne Unterschied der Nationalität Personen, welche in Deutschland ihre Arbeitskraft gegen Lohn verwerten, und gewährt — im Gegensatz zur bloßen Armenpflege — jedem Versicherten einen Rechtsanspruch auf gesetzlich bestimmte Unterhaltungen bei kostenfreiem Verfahren. In dieser Großzügigkeit ihrer Einrichtungen ist sie nicht bloß zeitlich allen anderen Nationen Europas voraus, indem sie bis auf das Jahr 1883 zurückgreift, sondern sie hat sich auch inhaltlich derart bewährt, daß sie bis zum heutigen Tag das Vorbild für alle andern Staaten bietet, die sich mit dem gleichen Problem beschäftigen oder es für sich einführen. Neben den Anfang der deutschen Leistungen

seien noch einige Daten aus der neuesten abgeschlossenen Statistik vom Jahre 1908 beigebracht. Bei einer Gesamtbevölkerung von 63 Millionen wurden rund 16 Millionen Lohnarbeiter gezählt. Im genannten Jahre waren versichert gegen Krankheit 13 189 600 Personen, (und zwar 9 880 540 Männer und 3 309 060 Frauen), gegen Unfall 23 674 000 (14 795 400 Männer und 8 878 600 Frauen), gegen Invalidität 15 226 000 (10 554 000 Männer und 4 672 000 Frauen). Für Krankheit kamen 5 701 180 Entschädigungsfälle in Betracht, für Unfall 1 008 677, für Invalidität 1 118 749. Die Einnahmen für die Krankheitsversicherung betrugen 365 994 100 Mark, von denen von den Arbeitgebern 114 913 900 Mark, von den Arbeitnehmern 236 220 200 Mark aufgebracht wurden; für die Unfallversicherung 207 550 500 Mark, von denen 181 596 600 Mark von den Arbeitgebern gezahlt wurden, während die Arbeitnehmer kostenfrei blieben; für die Invalidität 285 882 100 Mark, von denen je 92 211 200 auf die beiden genannten Gruppen entfielen. Die Ausgaben für die Krankheitsversicherung betrugen 350 544 100 Mark, von denen 331 049 300 Mark auf Entschädigungsgelder, 19 494 200 Mark auf die Verwaltung entfielen; für die Unfallversicherung 183 818 700 Mark, (Entschädigung: 157 884 700 Mark, Verwaltung 25 934 000 Mark); für die Invaliditätsversicherung 200 339 100 Mark, (Entschädigung 181 476 800 Mark, Verwaltung 18 862 300 Mark). — Aus diesen gewaltigen Ziffernreihen wird die von keinem andern Staat auch nur annähernd erreichte Macht der Leistungsfähigkeit überzeugend klar. Ein Vergleich mit den Leistungen der anderen Staaten Europas auf gleichem Gebiete ergibt denn auch, daß die Gesetzgebung in Deutschland den Arbeitern am günstigsten ist, weil sie vermöge des allgemeinen Versicherungszwanges nahezu alle Arbeiter gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter sichert, die größere Hälfte der Beitragslasten den Arbeitgebern auferlegt, für Dauerschäden nicht einmalige Abfindungsabzahlung, sondern Renten gewährt, zu jeder Invaliden- und Altersrente einen jährlichen Reichtumszuschuß von 50 Mark leistet, und bei freiwilliger Höherversicherung den Versicherten erhöhte Bezüge ermöglicht. Außerdem aber bietet sie neben den Geldleistungen wertvolle Sachleistungen, insbesondere freies Heilverfahren für Erkrankte, Verletzte und Arbeitsunfähige bis zur Heilung und Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit. Endlich fördert sie durch vorbeugende Maßnahmen auf den Gebieten der Krankheits- und Unfallverhütung und durch planmäßige Bekämpfung der Volkskrankheiten die Volksgeundheit und Volkswohlfahrt mächtig und wird darin von keinem anderen Staat der Erde erreicht. — Wenn gleichwohl vor einigen Wochen die Aufzeichnung der internationalen Statistik ergaben, daß von allen Staaten der Erde Deutschland absolut und relativ die meisten Sozialdemokraten aufweist, so bewährt sich auch hier wieder einmal die Wahrheit des alten Spruchs, daß Undank der Welt Lohn ist.

Ein Käfer als Lebensretter.

Im Jahre 1793 irrte — so erzählt uns ein Leser — ein junger Mann von dreißig Jahren, verheiratet, mit der Deportation bedroht, verlassen in der Umgegend von Bordeaux umher. Sein einziger Trost in dieser Lebenslage war die Beschäftigung mit der von ihm leidenschaftlich geliebten Insektentunde. Er sammelte und beobachtete unausgeseht auf seinen Streifereien und mochte wohl auch zu wenig auf die Gefahren geachtet haben, denn er fiel vor den Toren einer Schar zerlumpter fanatischer Weiber in die Hände, die ihn festnahmen und ins Gefängnis schlepten. Nach sechs Stunden war sein Prozeß entschieden, denn er hatte offen gestanden, wer er sei, und am nächsten Tage sollte das Todesurteil an ihm vollzogen werden. Der Kerkermeister, der ihm sein Mahl brachte, redete nur von Verbrechen und Hinrichtungen und schilderte endlich auch den Präsidenten des Gerichts, der sich keine andere Erholung gönne bei seinem blutigen Geschäft, als im Freien herumzustreifen und — Schmetterlinge und Käfer und dergleichen zu fuchen. Der Gefangene wurde aufmerksam, nahm schnell gefaßt aus seiner kleinen Sammlung einen Käfer und befestigte ihn, während der Kerkermeister fortfuhr zu schwätzen, mit geheimnisvoller Miene mit einer Nadel an der untern Fläche des Kopfstumpens seiner Weinflasche. Das entging dem Kerkermeister nicht. Er sagte zwar nichts, ging aber mit der Flasche und dem Käfer an dem Pfropf sogleich zum Präsidenten und machte die Anzeige. Es dauerte nicht lange, so erschien der Präsident selbst im Gefängnis, und die beiden Insektenliebhaber saßen lange, alles um sich her vergessend, beisammen als Freunde und nicht als Richter und Verurteilter. Der Käfer hatte diesen, wie er richtig berechnete, gerettet. Er empfing vom Präsidenten Geld, Empfehlungsschreiben und die besten Zeugnisse seiner guten republikanischen Gesinnungen. Der so vom Tode Befreite war der später bekannte Naturforscher Latreille.

Der Fremdenverkehrsverein Augsburg

läßt den heimreisenden Besuchern des Katholikentages am Bahnhof Prospekt mit Ansichtskarte überreichen, die sich in einem Briefumschlage befinden, der die Aufschrift trägt: „Gleichbrieft in die Heimat“ und geziert ist mit dem farbigen Stadtwappen und diesem Sprüchlein: Wenn du, verehrter Gast, zur Heimat ziehst, Dann fühde dort zu Augsburgs Ruhm und Ehren, Wie man in Augsburgs Gastfreundschaft genießt Und helfe unser Freunde Schar zu mehren: Erzähle dort von Kunst und Industrie, Von unserer jungen Großstadt Regung, Vom Stadtbild, Amusement und Baugenie Und schließlich — von der glänzenden Verpflegung. Hoffentlich ist die Verpflegung wirklich so glänzend, wie es die Verse — nicht sind!

geöffneten
ner Gesamt-
16 Millionen
waren ver-
(und zwar
gegen Unfall
600 Frauen),
Männer und
701 180 Ent-
008 677, für
die Kranke-
n, von denen
n den Arbeit-
rden; für die
von denen
zahl wurden,
für die In-
92 211 200
n. Die Aus-
350 544 100
schädigungs-
ng entfielen;
ark, (Entschä-
25 934 000
200 339 100
Verwaltung
igen Ziffern-
auch nur an-
keit überzeu-
n der anderen
bt denn auch,
Arbeitern am
emeinen Ver-
en Krankheit,
rößere Hälfte
t, für Dauer-
ng, sondern
d Altersrente
t leistet, un-
rsicherten er-
tet sie neben
insbesondere
s Arbeits-
lung der Ar-
eugende Maß-
und Unfallver-
g der Volks-
olkswohlfahrt
en Staat der
igen Wochen
stift ergaben,
d absolut und
weist, so be-
heit des alten

Graf Zeppelin im Kinderlied.

Die Lieder unserer heutigen Kinder können in be-
schränktem Maße darauf Anspruch erheben, „als Spiegel
und abgefeilter Chronik des Jahrhunderts“ bezeichnet
zu werden, denn sie ziehen die bedeutendsten Ereignisse
der Gegenwart in ihr Stoffgebiet. Graf Zeppelin und
seine Luftschiffe sind bei den Kindern besonders populär
und demgemäß sind vieler Kinderlieder entstanden, die
ihn verherrlichen, während andere allerdings auch seiner
spotten. Der Frankfurter Pädagoge Wehrhan veröffent-
licht in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“
eine lange Sammlung solcher Zeppelinverse aus dem
Munde der Kinder, die er selbst zum großen Teil in
Frankfurt gesammelt hat. Das Folgende sind Proben
seiner Sammlung. Auf die Internationale Luftschiffahrt-
Ausstellung (J. L. A.) des vergangenen Jahres und ihre
Preise bezieht sich z. B. folgender Spottvers:

In Frankfurt auf der Isla
Da ist es wunderschön;
Da kann man für drei Pfennig
Den Zeppelin schon sehn.
Zum Dria-Dria Zeppelin,
Zum Dria Zeppelin.

Begeistert begrüßt folgendes Gedicht die Ankunft
des Grafen Zeppelin in seinem Luftschiff:

Hurra, hurra, hurra,
Der Zeppelin ist da!
Ein weißes Luftschiff seh' ich da,
Zwei Gondeln hängen dran.
Hurra, der Zeppelin ist ein Mann!

Gleiche Begeisterung spricht aus folgendem kleinen
Gedicht:

Der Zeppel kommt, der Zeppel kommt,
Margrete schnell heraus!
Da ist er schon, da ist er schon,
Da oben überm Haus.

Die Passagierfahrten mit Zeppelinluftschiffen werden
im Kinderliede behandelt, aber nicht ganz richtig auf-
gefaßt:

Der Zeppelin, der Zeppelin,
Das ist ein guiter Mann.
Er nimmt uns mit, er nimmt uns mit
Für ein paar Hundert Mark.
Dann fahren wir, dann fahren wir
Bis an die Luftschiffhall,
Dort wirft er uns heraus und sagt:
Nun geht nach Haus.

Wo die eigene Erfindungsgabe der Kinder nicht
ausreicht, werden Varianten nach den beliebtesten Gassen-
bauern gebildet, und es heißt z. B., wenig schmeichehaft:
Laura, wir fahren im Zeppelinballon,
Von Frankfurt bis nach Bonn,
Dann platzt der Ballon.

Bekannte alte Kinderlieder sind auch herangezogen
worden, um in Varianten die Unglückschronik der Zepp-
elinluftschiffe festzuhalten. In Weimar singen z. B. die
Mädchen:

Flieg', Zeppel, flieg',
Dein Vater ist im Krieg.
Du selber fährst ins Frankenland,
Dein Luftballon ist abgebrannt,
Flieg', Zeppel, flieg'.

Graf Zeppelin wird hierüber nicht allzu betrübt sein.
Er hat übrigens einen Gefährten im Unglück, denn auch
Major Parseval wird folgendermaßen verhöhnt:

O Parseval, o Parseval,
Was bist du für ein Held!
Wann fährst du wieder heim
Nach deinem Bitterfeld?
Was hast du da geschaffen,
Was hast du da gemacht?
O Parseval, o Parseval,
Erst bist du hängen geblieben,
Dann bist du fortgetrieben!
O Parseval, o Parseval,
Was hast du da gemacht!

Recht drollig ist ein Kinderlied, das den Schluß
bilden mag: es vergleicht folgendermaßen die Zeppelin-
luftschiffe mit dem Typus Clouth:

Der Klut, der Klut,
Der hat 'ne große Mut,
Weil der Zeppelin hin und her
Weit, weit besser fliegt als er.

Allerlei.

Die Cansteinsche Bibelanstalt zu Halle
a. S. kann im Oktober dieses Jahres auf ein 200jähriges
Bestehen zurückblicken. Ihr Begründer Carl Hildebrand
von Canstein gehörte einem der ältesten Welschgeschlechter
Deutschlands an, das nach der 1320 erfolgten Belehnung
mit der welfischen Besitzung Canstein seinen Namen trägt.
In Brüssel warf ihn die Ruhr aufs Krankenbett, und die
unabgärbaren Schmerzen ließen ihn das Gelübde tun, „wenn
ihm Gott von dieser Krankheit errettete, dann wolle er
ihm sein Lebenlang dienen“. Er genas und war nun in
Berlin „für alles Gute tätig“. Durch Spener erhielt
er Beziehungen zur theologischen Fakultät in Halle und
zu August Hermann Franke. Durch diesen waren schon
1702 und 1708 in der Druckerei des Waisenhauses her-
gestellte Lutherbibeln zur Ausgabe gekommen. Wenn sich
Grandes Hoffnung, der Verbreitung der Bibel im Volk
zu dienen, als trügerisch erwies, so lag dies daran, daß
die Drucke für den Zweck viel zu teuer stellten. Nun
begründete Freiherr von Canstein 1710 seine noch heute
bestehende Bibelanstalt. Zur Bibelverbreitung unter den
Armen und Bedürftigen, wie es ausdrücklich hieß. Das
neue Testament erhielt man für 2 Groschen, die ganze
Bibel für 6 Groschen. Die namhafte von Canstein zur
Verfügung gestellte Summe wuchs durch Beiträge an-
derer auf 11 000 Taler an. Bis Ende 1909 hatte die
Anstalt rund 8 Millionen Bibeln verbreitet. Eine Leistung,

die um so höher einzuschätzen ist, als diese älteste Bibel-
anstalt nicht wie andere Gesellschaften gleicher Art durch
Kollektenerträge unterstützt wird, sondern alle Kosten aus
eigenen Mitteln bestreitet. Sie hat unter diesen Um-
ständen bei der Steigerung der Herstellungspreise keinen
leichten Stand. Um so erfreulicher ist es, daß ihr deutsche
Fürsten, voran die Kaiserin, Jubelgaben aberweisen ließen.

Ueberfall im Schalterraum eines Ver-
liner Bahnhofs. In der Nacht zum Sonnabend
gegen 3 Uhr überfiel ein Unbekannter im Schalterraum
des Bahnhofs Großgörschenstraße in Berlin die Jahr-
kartenverkäuferin Marie Möller, würgte sie bis zur Be-
wusstlosigkeit und raubte etwa 800 Mark. Eine Personen-
beschreibung des Täters konnte die Ueberfallene nicht
geben. Die Eisenbahndirektion hat auf die Ergreifung
der Täter eine Belohnung von 500 Mark ausgesetzt.
Daß es sich um zwei Täter handelt, konnte bereits fest-
gestellt werden. Während der eine den Ueberfall auf
die Fahrkartenverkäuferin ausführte, stand der andere
vor dem Bahnhof Schmiere.

Großes Vermächtnis. Der in München ver-
storbene Arzt Dr. Fritz Gärtner hat seiner Vaterstadt
Miesbaden 600 000 Mark testamentarisch vermacht mit
der Bestimmung, daß die Zinsen von der Stadtgemeinde
zum Besten der Aussteuer unehelicher Kinder bei ihrer
Verheiratung verwendet werden.

Die Wiedereröffnung der Rirmes auf
der Brüsseler Weltausstellung. Die ganze
Rirmes auf der Brüsseler Weltausstellung wird am Son-
ntag fertiggestellt und für die Ausstellungsbesucher wieder
geöffnet sein. Aus diesem Anlaß finden große Festlich-
keiten statt.

500 000 000 Franks unterschlagen. Der Seine-
präfekt von Paris hat 13 aktive Beamte, die die Stadt
durch betrügerisches Vorgehen um eine halbe Million
Franks geschädigt haben, abgesetzt. Es heißt, daß das
Treiben dieser unredlichen Beamten, die von mehreren
Großverfrachtern bestochen seien, seit 5 Jahren dauerte.

Kaiserin Eugénies Erinnerungsfeier.
Inmitten eines „Schubes“ neugieriger Touristen, die
vor einigen Tagen durch das Schloß von Compiegne
geführt wurden, befand sich auch eine vornehm aussehende
alte Dame, in deren Begleitung sich zwei Herren befanden.
Sie folgte der Touristengesellschaft auf dem Wege durch
die Räume des Schlosses und lauschte aufmerksam dem
eintönigen Gerede des Führers, das historische Er-
innerungen mit einer Beschreibung des Palastes und der
einzelnen Zimmer mischte. Durch alle Räume ging der
Zug und niemand unter den Teilnehmern ahnte, daß
die alte Dame — die Kaiserin Eugénie war. Daß sie
einst an diesem selben Orte Herrin, glänzender Mittel-
punkt gewesen war, den sie jetzt nach 40 Jahren —
eine Unbekannte unter Unbekannten — auf flüchtigem
Besuche durchschritt. Schloß Compiegne hat sich seit jenen
Tagen des Glanzes wenig geändert. Es bewahrt noch
heute die Schönheit und den Prunk des zweiten Kaiser-
reiches. Von den Wänden herab blickten auf die frühere
Kaiserin noch dieselben Gemälde, die sie selbst vielleicht
einst hatte an ihren Ort hängen lassen. Welche Erin-
nerungen mögen die Greisin bewegt haben? In einem
der Räume hängt eine Nachbildung des Porträts, das
Winterhalter von der Kaiserin gemalt hat, und dicht
daneben steht eine Büste des kaiserlichen Prinzen. In
diesem Raum, so berichtet der Korrespondent des Echo
de Paris seinem Blatt, blieb die Kaiserin ein wenig
hinter den anderen Besuchern zurück. In diesem Zimmer
hatte einst der einzige Sohn Eugénies seine kindlichen
Spiele gespielt, hier hatte er seine Schulaufgaben ge-
macht und hier — überlam die Rührung die Besucherin
unwiderstehlich. Ueber ihre Wangen rannen die Tränen.

Das Kreuz Napoleons. Als in der Schlacht
bei Leipzig Napoleon das Schlachtfeld durchquerte, be-
merkte er einen am Boden liegenden jungen Offizier,
der, obwohl schwer verwundet, ihn noch zu grüßen ver-
suchte. Auf des Kaisers Geheiß untersuchte einer seiner
Begleiter die Verletzung und erklärte sie für tödlich.
Darauf stieg Napoleon ab und heftete den Stern, den er
selbst trug, auf die Brust des Gefallenen. Später wurde
aber der Offizier von einem Arzte gefunden und gerettet.
Ein halbes Jahrhundert später äußerte Napoleon III.
seinem Privatschatzmeister gegenüber den Wunsch, ein
Kreuz, das sein Onkel getragen, zu erwerben. „Es wurden
mir mehrere angeboten, aber ich zweifle an ihrer Echtheit.“
„Dieser Wunsch Ew. Majestät ist leicht zu erfüllen“, er-
klärte der Schatzmeister; „eine meiner Nichten hat den
Sohn eines Offiziers geheiratet, dem Napoleon I. sein
eigenes Kreuz angesetzt hat. Ich kann es Ew. Majestät
verschaffen.“ — Napoleon empfing das Kreuz und trug
es während des Krieges von 1870, hatte es aber vor
seiner Kapitulation — verloren!

Die Insektenmenagerie. Aus Paris wird
berichtet: Auf den Vorschlag des Naturforschers Alfons
Labitte wird das Pariser naturhistorische Museum durch
eine „Insektenmenagerie“ bereichert werden, die gewiß
zu den unterhaltendsten Teilen des Instituts gehören
wird. In kleinen Käfigen aus Gaze oder in Glaskästen
wird man hier die ganze Welt der Insekten in ihrem
emigen Treiben beobachten können. Man wird Bienen-
stöcke und Ameisenkolonien studieren können, daneben
werden Spinnen ihre Netze ziehen, man wird Stara-
bäen an der Arbeit sehen, und die so verschiedenartigen
Raupen werden sich anspinnen. Ein dunkler Saal wird
für die nächtlichen Insekten eingerichtet, unter denen be-
sonders einige Schmetterlinge und die Glühwürmchen
Aufmerksamkeit erregen dürften.

Das durchgehende Karussell.

Ein Pariser Fabrikant erhielt vor einiger Zeit den
Auftrag, für die Philippinen ein Karussell mit Dampf-
betrieb zu bauen. Das Karussell wurde gebaut und kam
an seinen Bestimmungsort, behütet von einem französi-
schen Mechaniker, der es montieren und einen Einge-

borenen in der Bedienung der Maschine unterweisen sollte.
Als er seine Aufgabe erfüllt glaubte, reiste er ab. Zur
Einweihung des Karussells drängte sich eine große Menge
um das bestaunte Wunderwerk europäischer Technik, und
die Honoratioren des Ortes wurden von dem Besitzer
feierlich eingeladen, als erste die Holzpferdchen zu be-
steigen und in den Gondeln Platz zu nehmen. Während
eine Drehorgel die neuesten Pariser Tänze herunterleierte,
setzte sich die Maschine in Bewegung, und das Karussell
hub an sich zu drehen, während die Zuschauer vor Be-
geisterung schrien. Nach einer Weile wollte der Mechaniker
das Karussell aufhalten, um auch andere des Vergnü-
gens teilhaftig werden zu lassen, aber vergebens fingerte
er an allen Hebeln und Ventilen herum, das Karussell
drehte sich nur noch schneller und die Orgel tönte immer
lauter. Und die Honoratioren sausten, angstvoll die Hälse
der Pferde umklammernd, acht Stunden hintereinander
immer in die Runde, bis endlich die Maschine kein Geiz-
material mehr hatte und von selber stillstand. Seit jenem
Tage hat keiner mehr das Karussell bestiegen.

Sonderbare Weltreisende.

Nachdruck verboten.

ff. Vor einigen Monaten erregten zwei Italiener
Aufsehen, die auf einer sonderbaren Weltreise auch Berlin
passierten. Gegen eine Wertschätzung von 50 000 Lire
(40 000 Mk.) hatten sie sich verpflichtet, mit einem großen,
eigens für diesen Zweck konstruierten Fasse um die Welt
zu reisen. Von Venedig waren sie aufgebrochen. Das
Innere des Fasses ist so eingerichtet, daß einer der beiden
Weltreisenden bequem darin sitzen kann und auch noch
die allernötigsten Gegenstände darin Platz finden. Der
andere rollt das Faß vor sich her. Das Innere macht
infolge einer eigenartigen Konstruktion die rollende Be-
wegung nicht mit, so daß der Insasse stets aufrecht sitzt.
Mit dem Rollen des Fasses wechseln sie miteinander ab.
Eine weitere Erschwerung der Wette besteht darin, daß
sie ihre Reise ohne einen Pfennig Geld antreten mußten,
und daß sie unterwegs ihren Lebensunterhalt zu ver-
dienen verpflichtet sind. Zu diesem Zwecke verkaufen sie
Ansichtspostkarten mit ihrem Bilde und erklären die eigen-
artige Konstruktion ihres Fasses für Geld.

In einer Zeit von etwas über sieben Jahren voll-
endete, wie eine englische Wochenschrift erinnert, anfangs
1908 Anton Hauslian eine nicht minder merkwürdige Welt-
reise. Er hatte sich, gleichfalls infolge einer Wette, ver-
pflichtet, um die Welt zu wandern und dabei in einer
Karre seine Frau und sein Kind vor sich her zu schieben.
Er brach im September 1900 auf und legte im Durch-
schnitt täglich 20 Kilometer zurück. Während seines
Marsches verlor er 104 Paar Schuhe und machte etwa
18 000 photographische Aufnahmen. Im russisch-japani-
schen Kriege befand er sich gerade auf dem Kriegsschaup-
latz und kam sogar einmal in Gefahr, als Spion er-
schossen zu werden. Der Schrecken und die Aufregung hier-
über verursachten den Tod seiner Frau, die einen heftigen
Nervenschmerz erlitt, von dem sie sich nicht wieder erholen
konnte; sie starb unterwegs. Da Hauslian somit, wenn
auch durch höhere Gewalt, seine Reise nicht der Wette
gemäß durchführen konnte, erhielt er bei der Heimkehr
nur einen Teil der Wertschätzung, nämlich 20 000 Mk.

Hauslians Beispiel folgten vor einiger Zeit zwei
Belgier, die sich verpflichteten, sich abwechselnd gegenseitig
in einer Karre um die Welt zu schieben. Auch eine
wagemutige Dame befindet sich gegenwärtig infolge einer
auf 300 000 Mark lautenden Wette unterwegs; sie muß
ständig eine Maste tragen und von dem Erlös von An-
sichtspostkarten mit ihrem Bilde leben.

Merkwürdigen Bedingungen hat sich ein Engländer
unterworfen, der gegen eine Wette von 400 000 Mark
vor zwei Jahren London verließ. Er muß während seiner
Weltumwanderung eine eiserne, etwa 18 Kilogramm wie-
gende Maste tragen und eine zentnerschwere Karre vor
sich herfahren. Ferner mußte er, gleich anderen derartigen
„Vergnügungsreisenden“, ganz ohne Geld aufbrechen und
soll unterwegs von dem Verlaufe von Ansichtspostkarten
und selbstverfaßten Broschüren über seine Reise leben. In
jeder Stadt, durch welche er kommt, muß er eine Brief-
marke kaufen. Außerdem soll er sich von unterwegs
eine — Frau mitbringen!

Der italienische wandernde Troubadour und Jour-
nalist Brendani, der erste Eigentümer der „Zanzara“,
der sich aus Liebe zum Wandern auf eine Fußreise um
die Welt begab, dürfte sich wohl schon auf dem Heimwege
befinden. Er singt unterwegs Lieder eigener Komposition
und begleitet dieselben auf der Gitarre.

Ähnlich machten es vor zwölf Jahren zwei Indier,
die Gebrüder Cotelingham aus Madras, welche zur Er-
forschung minder bekannter Weltgegenden, nur mit dem
Gelde für die Ueberfahrt versehen, ihr Heimatland ver-
ließen und sich mit dem Singen geistlicher Lieder unter-
wegs ihren Lebensunterhalt verdienten.

Eine bemerkenswerte Sportleistung vollführte Captain
Trevallien, der im Jahre 1895 mit zwei Gefährten zu einer
Fußreise um die Welt aufbrach. Bedingung war, daß
jeder der Herren eine Last von 34 Kilogramm Gewicht
zu tragen und allein von freiwillig gebotenen Spenden
zu leben hatte. Nur Trevallien war imstande, diese
Leistung zu vollführen. Nach vierjährigem Marsche kehrte
er wohlbehalten heim, während seine Gefährten unter-
wegs den Strapazen erlegen waren.

Im Jahre 1906 erließ der „Montreal Star“, ein
kanadischer Sportverein, eine Aufforderung zu einem Wett-
gange um die Welt. Es meldeten sich drei Bewerber,
Le Brecque, Walsh und Campbell. Sie machten sich am
Neujahrstage 1907 auf den Weg. An Zehrgeld erhielten
sie 50 Pfennig pro Tag, durften aber unterwegs nicht
betteln. Campbell starb in Südamerika am Fieber, und
Walsh blieb infolge von Krankheit zurück, so daß La
Brecque, ein Kanadier französischer Abstammung, Sieger
blieb. Im März dieses Jahres kehrte er, per Dampfer
von Liverpool aus, heim nach Kanada. E. R.

Zweites Blatt zu Nr. 35.

Eisen hämmern! Lieder singen!

Ich war ein Junge von zehn Jahren, als im Jahre 1870 die Nachricht vom Siege bei Sedan und von der Gefangennahme des französischen Kaisers in unser stilles Dorf kam. Unserm Hause gegenüber an der Dorfstraße lag die Schmiede. Ich stürzte hinüber, um meinem alten Freunde, dem Dorfschmied, die Siegesbotschaft zu bringen. Er konnte es erst kaum fassen. Dann schleuderte er den Hammer in die Ecke, rief sich den Lederschurz vom Leibe und rief: „Hurra, Hurra! Komm, Junge, wir wollen in die Stadt und den Fackelzug mitmachen!“ Und während er Stiefel anzog und die Mütze suchte und immer wieder Hurra rief, kamen ihm die Freudentränen über das ruhige Gesicht, so daß sie helle Rinnale bildeten. Dann sind wir in unsere kleine Stadt gelaufen; er trug am Abend richtig eine Fackel, ich lief neben ihm im Fackelzuge, und wir beide sangen mit: „Es braut ein Ruf wie Donnerhall — Deutschland, Deutschland über alles!“ Am andern Tage war ich heiser und er hämmerte wieder Eisen.

Eisen hämmern! Lieder singen! — Es geht gut zusammen. Will unser deutsches Volk heute nur noch Eisen hämmern, keine Lieder mehr singen? Sie sagen, daß wir durch die Naturwissenschaft und durch all die großen Erfindungen in ein neues Zeitalter eingetreten sind; in das Zeitalter der Technik und der Eisenkonstruktionen, und daß wir den bitteren Kampf ums Dasein kämpfen müssen und darum keine Zeit haben, Lieder zu singen. Sie sagen, daß wir Wirklichkeitsmenschen geworden sind und uns darum das Schwärmen und die Beschäftigung mit der geistigen Welt abgewöhnen müssen.

Aber steht das Singen und Schwärmen der ersten Arbeit im Wege, bricht die Beschäftigung mit der geistigen Welt und das Glauben und Gottvertrauen wirklich der Arbeitszeit etwas ab? — Furchtbarer Irrtum! Deutschland hat 1870 solche Siege errungen nicht allein durch Kanonen und Mäusetrakt, nicht allein durch Gelbherrn-talente und Geisteskräfte, sondern durch die Kräfte, die Gott den Deutschen gegeben, indem er beides in sie hineingelegt hat: die Anlage zum Beten und die Anlage zum Arbeiten. Wird eine dieser beiden gottgeschenkten Anlagen vernachlässigt, so kann uns die andere allein nichts mehr nützen. Unser Volk darf sich nicht einseitig entwickeln, darf sich nicht allein mit der Ewigkeitswelt befassen; dann verliert es diese Welt. Es darf aber auch den Glauben nicht wegwerfen, dann verliert es seine beste Kraft. Der Dichter hat recht:

Deutschland, mir hats gefallen in manchem fremden Land,
Du aber hat Gott vor allen das Beste Teil erkannt:
Du lebst und schwärmt und dämmerst in tiefster Seelenruh,
Indes du Eisen hämmerst, singst du ein Lied dazu!

Ein deutscher Arzt in Feindesland.

Ein Kriegsteilnehmer übersendet der Köln. Ztg. die Schilderung einer hübschen Episode aus der Belagerung von Metz 1870; die kleine Geschichte kennzeichnet den Geist, der die Deutschen damals befeuerte und sie antrieb, unter anstrengendstem Kriegsdienst friedliche Bürger zu schützen und ihnen, wenn eben möglich, zu helfen. Es war in der Frühe des 24. August 1870, als ein Bauer aus dem Dorfe Fleury, südlich von Metz, mich aufsuchte und händeringend nach einem Arzt fragte. Seine Frau liege seit zwei Tagen in schweren Nöten jammernd darnieder. Ich gab dem Manne einen Gefreiten mit und sandte ihn zum Oberstabsarzt des Kürassier-Regiments, Dr. Wittichen, diesem seine Not zu klagen. Sofort ging der menschenfreundliche Arzt mit und erkannte alsbald, daß die Frau nur durch schnelle operative Eingriffe, wenn überhaupt, zu retten sei. Aber woher jetzt das nötige Instrument schnell herbeischaffen? Da erbot sich kurz entschlossen der damalige Unterarzt des

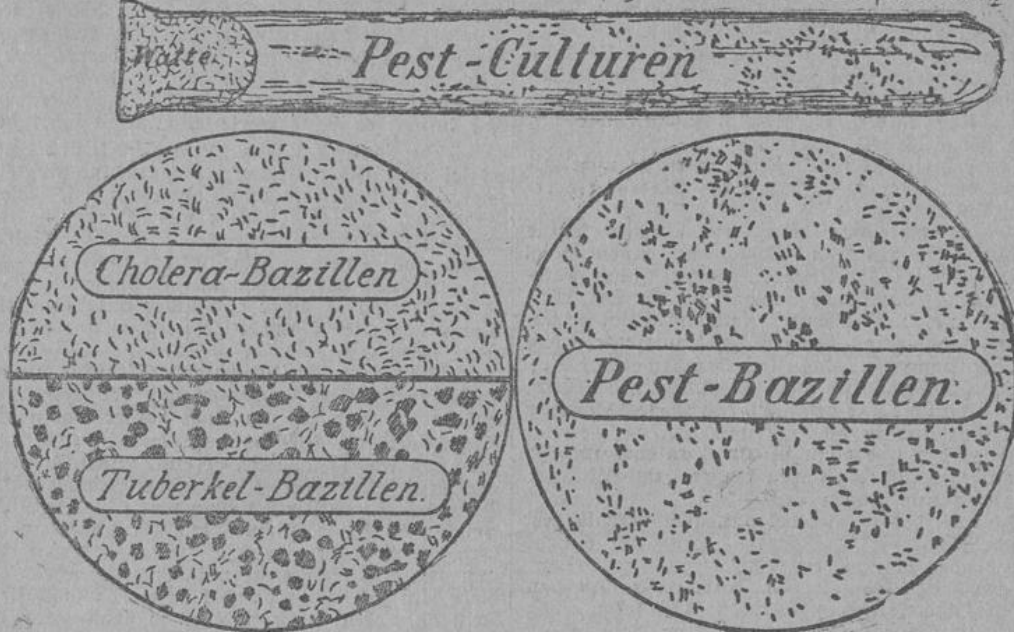
Kürassier-Regiments, Dr. Breßler, es aus dem belagerten Metz holen zu wollen. Ausgerüstet mit einem Schreiben des Generals v. Murs und des Ortspfarrers, begleitet von dem Lazarettgehilfen Wolf, der die Fahne des Medizintarsens trug, machte er sich alsbald auf den Weg und ritt im scharfen Trab gerade auf das Fort Queuleu zu. Endlich wurde ein Posten auf das Schwenken der Genfer Flagge aufmerksam, und fragte unter schüchternem gemachtem Chaspepot den Parlamentär nach seinem Auftrag. Einem herbeigeeilten Offizier wurden die Briefe übergeben und mit Passagierschein versehen rasch zurückgegeben. Den beiden Deutschen wurden die Augen verbunden, und man führte sie unter einer Eskorte durch die Weinberge abwärts über Magny hinaus zu einer größeren Feldwache. Hier mußte gewartet werden, bis das Instrument durch eine Ordonnanz aus der Meher Maternitee geholt worden war. Inzwischen warteten die zahlreich herbeigekommenen feindlichen Offiziere den mutigen Reitern, nachdem man sie zu Sigen aus aufgeschüttetem Stroh geleitet hatte, mit Champagner und Zigaretten auf. Nach einer langen Stunde war das Gewünschte zur Stelle, und nun erst entfernte man auf Veranlassung eines Obersten den beiden die Binden von den Augen, damit der Rückweg um so schneller zurückgelegt werden könne. Bald waren die feindlichen Vorposten passiert. Nur einmal wurden die Reiter durch das Pfeifen von Kugeln über ihren Köpfen beunruhigt, als eine Patrouille von der Eisenbahn her sie beobachtete. Bald zeigten sich die Betten der Kürassiere, und ich war herzlich erfreut, den wohlbekannten Doktorschimmel nebst seinem Reiter auf mich zukommen zu sehen; es war kurz vor Mittag und die höchste Zeit! Dank der sichern Hand des Dr. Wittichen und dem auf so außergewöhnliche

Art beschafften Instrument gelang es nunmehr, die arme Dulderin vom sicheren Tode zu retten. Die Dankbarkeit der Leute kannte keine Grenzen.

Ueber einen schleswig-holsteinischen Methusalem.

Ueber einen Schleswig-Holsteiner, der das hohe Alter von 145 Jahren erreicht hat, berichtet Propst Stoltenberg in Schleswig auf Grund alter Akten anlässlich eines Fundes, der auf dem Boden des dortigen Sielenh-Stiftes gemacht wurde. Dort wurde kürzlich mit anderen alten Delgemälden ein solches entdeckt, das in etwa Zweidrittel-Lebensgröße das Brustbild eines sehr alten, seltsam dreinblickenden Mannes mit Schapelpelz und buntgeschmückter grüner Mütze zeigt und nach einer auf der Rückseite befindlichen Inschrift Christen Jacoben Drakenberg darstellt, der am 18. November 1626 geboren und am 9. Oktober 1772 im Alter von 145 Jahren 11 Monaten und 21 Tagen in Aarhus gestorben sei. Weitere Nachforschungen bestätigten die Richtigkeit dieser Angaben. Als Sohn eines Kapitäns geboren, fuhr Drakenberg seit seinem 13. Lebensjahre zur See, bald auch auf Kriegsschiffen, und nahm als Unteroffizier und sodann als Oberbootsmann an den Kriegen Friedrichs III., Christians V. und Friedrichs IV. gegen Schweden teil, tat auch auf Handelschiffen anderer Nationen zeitweilig Dienst. 1694 von algerischen Seeräubern gefangen genommen, wurde er als Sklave verkauft und erst nach 15 Jahren gelang ihm die Flucht. Nach seiner Rückkehr in die Heimat nahm der Vierundachtzigjährige wieder an Bord am Kriege gegen die Schweden teil. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er bei verschiedenen Gönnern, u. a. bei

Die asiatische Cholera in Deutschland und Oesterreich.



Die asiatische Cholera, dieser unheimliche Sommergast hat seinen Weg nunmehr auch nach Deutschland und Oesterreich gefunden, und trotz aller sanitären Vorsichtsmaßnahmen bereits mehrere Todesopfer gefordert. Da die entsprechenden Maßnahmen der Sanitätsbehörden jedoch jetzt auf das strengste durchgeführt werden, und seitens der Behörden außerordentlich energische Schutzmaßnahmen in Anwendung kommen, dürfte die Krankheit sich kaum ausbreiten.

Das neue ausgedehnte Auftreten der Krankheit lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf den Erreger der Cholera, den von Robert Koch im Jahre 1883 entdeckten Kommabazillus. Auf dem vorstehenden Tableau sind die gefährlichsten Bazillen dargestellt; es sind dies neben den Cholera-Bazillen die Tuberkel- und die Pestbazillen.

Die Cholera-Bazillen, deren furchtbare Wirkung sich besonders in Asien und fast alljährlich bemerkbar macht, werden gewöhnlich mit Nahrungsmitteln, Trinkwasser u. s. w. verschluckt und gelangen so in den Darm, wo sie sich reichlich entwickeln und von hier aus ihre Gifte dem Körper mitteilen. Eigenartig ist, daß die Cholera nicht von Person zu Person ansteckend wirkt; zur sicheren Erkennung der Cholera benutzt man zwei Arten von Serum, welche aus Kaninchen- bzw. aus Pferdeblut gewonnen werden.

Die in der Zeichnung dargestellten Kommabazillen sind ebenso wie die übrigen darauf enthaltenen Bakterien mikroskopisch kleine, einzellige mit Zellenwand und Protoplasma versehene Organismen.

Wie Hans und Marte die Henne hüteten.*

Auf dem Hof draußen stand eine alte Henne auf einem Bein, drehte den Kopf und blinzelte mit den runden klaren Augen.

Dicht daneben lag der fünfjährige Hans. Hinten aus der Hosentasche guckte ihm der Hemdzipfel, er schlieferte mit den Beinen und sah die Henne an, als ob er mitten durch sie hindurchsehen wollte; er wagte kaum zu zwinkern. Heute würde er sie die ganze Zeit ansehen, und den Blick nicht von ihr wenden.

In der Stube drinnen saß Marte, seine siebenjährige Schwester und lugte vorsichtig zum Fenster heraus; sie behielt beide im Auge.

Sie sollten beide auf die Henne aufpassen. Die Henne war alt und war so lange allein gewesen, daß sie sich allerhand Streiche angewöhnt hatte. Sie wechselte jedesmal das Nest, wenn sie ihr die Eier genommen hatten, und versteckte sie an den unglücklichsten Stellen, wo es niemand einfiel, zu suchen; einmal hatte sie die Eier in ein paar hohe Grasbüschel gleich neben der Türschwelle gelegt, und da lag sie und brütete acht Tage, ehe sie sie fanden. Und sie war so ausgesperrt Flug geworden, daß es beinahe unmöglich war, sie zu hüten. Einmal, als die Mutter selber auf sie aufpaßte, so daß sie nicht entweichen konnte, hatte sie nieder und legte das Ei mitten auf die nackte Erde.

Da hatte die Mutter für je acht Eier, die sie fanden, ein Ei als Prämie ausgelegt. Nun hatte sie vor zifra vierzehn Tagen wieder ihren Platz gewechselt,

so daß es jetzt sechs bis sieben Eier sein mußten und heute sollte sie wieder legen — die Mutter hatte nachgeföhlt.

Es war ein brennend heißer Sommertag, die Insekten summten durch die Luft, die Schwalben flogen zwitschernd hin und her nach ihren Nestern am Stallgiebel, und im hohen Gras an der Wand entlang schlich die Kage dahin, hob vorsichtig ihre Pfoten und schielte nach oben, wie sie wohl die Nester erreichen könnte.

Hans lag in der warmen Sonne und sah nach der Henne. Sie stand auf einem Bein, blinzelte gegen die Sonne und sah ihn lange an. Dann tat sie plötzlich gleichgültig, machte ein paar Schritte, scharrte in der Erde und tat, als fände sie etwas zum Aufspüren.

O, nein, auf diese Art sollte sie ihn nicht hintergehen; er kannte ihre Taten.

Nach einer Weile blieb sie stehen, sah wieder auf und schielte zur Seite.

Nein, er lag immer noch da und verfolgte sie mit den Augen; — sie blieb wieder auf einem Bein stehen und blinzelte; das konnte langweilig werden, wenn es lange dauerte.

Hans fand auch, daß es sich lange hinzog; jetzt hatte er gewiß eine Stunde hier gelegen.

Nein, sie war so ausgefeimt, daß sie sah, wohin er seine Augen richtete. Er mußte tun, als ob er wo anders hinsähe. Er schielte nach dem Fenster.

Oh, er sah wohl, wie Marte den Kopf schnell wegzog; ja, sie konnte gern dort stehen, er war am nächsten, er würde sie diesmal zuerst finden.

Er sah wieder nach der Henne. Sie war ein paar Schritte gegangen, während er wegblickte und stand jetzt wieder still. Nein, er mußte so tun, als ob er nach der nach der Stallede sähe, dann vielleicht —

Er tat es. Im selben Augenblick strichen zwei Schwalben neben ihm mit lautem Geschrei dicht an der Erde hin — sie hatten die Kage erblüht. Diese schlug mit der Pfote nach ihnen; — wahrhaftig, bei einem Haar hätte sie eine erwischt! Es kamen mehr; alle begannen sie am Boden hin zu fliegen, sie zu foppen und auszuschelten.

Ah, wie dumm sie war, daß sie sie nicht erwischte, — sie duckte sich nur, legte die Ohren zurück und verdrückte sich tiefer ins Gras. Es half nicht da kniff sie aus, verschwand um die Ecke und in den Stall. Sieh, da zerstreuten sich die Schwalben und flogen wieder von und nach ihren Nestern.

Zu dumm, daß der Edbalken am Stall so glatt war, daß er nicht daran in die Höhe klettern konnte; sonst hätte er das niedrigste Nest erreichen können. Das wäre fein gewesen, ein paar von den Jungen zu haben; sie waren schon so groß, daß sie die schwarz und weißen Köpfe zum Nest herausstreckten. Wenn er ein paar kriegte, so würde er ihnen ein Bauer zurechtmachen, und für Nahrung würde er auch sorgen, — es gab so kolossal viel Fliegen am Fenster.

Da würde Marte neidisch werden; — sie sollte sie nicht einmal zu sehen kriegen; oder doch vielleicht, wenn sie ihm für jedesmal eins von ihren Eiern gäbe; — sie hatte wohl schon vier, und er erst drei —

Eier —?

Wo war die Henne? — Fort.

Zum Fenster, hatte sie ihn auch diesmal genarrt?

Er stand auf, stampfte mit dem Fuß auf, und war dem Weinen nahe.

So eine schurkische Henne, so ein infames Vieh. Raum ließ er sie aus den Augen, so war sie auch schon entwischt.

* Aus Hans Aarud, Jungen, 14 Geschichten von kleinen ganzen Kerlen. Brösch. M. 2,25; gebunden M. 3. Verlag von Georg Meierburger in Leipzig.

Grat J. Danneskjold-Samsøe, in dessen Palais er am 24. Oktober 1737 im Alter von 111 Jahren Hochzeit feierte mit einer 60jährigen Schifferswitwe Marzen Larsen geb. Bagge, die aber bereits im folgenden Jahre starb. Im Alter von 130 Jahren beabsichtigte Dratenberg sich nochmals zu verheiraten, hatte aber mit seinen Heiratsanträgen keinen Erfolg. Was seine Persönlichkeit anlangt, so wird berichtet, daß er heftigen Temperaments und daß seine Lebensführung keineswegs tadellos war, doch wird in seiner (1774 in Viborg zusammen mit der ihm gehaltenen Leichenpredigt veröffentlichten) Lebensbeschreibung ausdrücklich hervorgehoben, daß er von seinem 141. Jahre an (!) sehr ruhig und zurückgezogen gelebt hat. Seine mumienartige Leiche war in der Domkirche zu Aarhus noch jahrelang zu sehen.

Die beiden Rüttschinnen.

Summervorteil von W. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

„Und ich kann nun mal deinen Maabe nicht lesen; kein Mensch hat das Recht, zu verlangen, daß ich mich langweile!“
„Doch, Lisa, dein künftiger Mann hat dieses Recht, und da ich

„Mein künftiger Mann! Bistest du bei das wirklich immer noch ein — es ist geradezu lächerlich!“
„Durchaus nicht, kleine. Daß wir beide zusammenkommen, ist so selbstverständlich, wie — nun, wie daß die Erde sich dreht, und daß auf den Tag die Nacht folgt. Ich denke, diese Beispiele genügen, um —“

„Um dich zu überzeugen? Niemals, Fritz. Ich begreife dich nicht — du — nun ja — du weißt, daß ich dich gern mag, wie man eben einen Vetter — oder nein — aus Lisas Augen sollten jetzt ein paar große Tränen — ich will nicht lägen, Fritz, und du weißt's ja auch schon lange, daß ich dir — daß ich dich sehr lieb habe, du abscheulicher Mensch! Aber es wäre geradezu Frevel, wenn zwei Menschen, die nie einerlei Meinung sind, sich fürs Leben aneinanderfesseln wollten. So jung und bumm bin ich denn doch nicht mehr, daß ich das nicht zu beurteilen verstehe, und wenn ich auch keinen Geschmack an Wilhelm Maabe finde, so —“

„Du findest du auch noch, Lisa. Wart' nur, wenn wir erst in unsern eigenen vier Wänden sitzen, dann leß' ich dir zuerst „Das Gorn von Wanza“ vor, und du sollst mal sehen, wie du dich dafür begeisterst.“

„Du bist wirklich naiv, Fritz — du tust, als käme mein Wille gar nicht in Frage bei dieser wichtigsten Entscheidung.“
„Natürlich kommt er in Frage. Und das ist ein Glück, denn du nimmst ja doch niemals einen andern. In einem halben Jahr hab' ich meinen Doktor gebaut, dann veröffentlichten wir unsere Verlobung. Und vorher, im August, machen wir mit deinem Vater eine schöne Reise.“

„Unveränderlich ist dieser Mensch! Aber ich kenne nicht mit sehenden Augen in mein Unheil. Dagegen bin ich sehr einverstanden mit deinen Neiseplänen.“

„Wirklich? Das ist doch ein großer vernünftiger, Lischen. Dafür möcht' ich dir am liebsten einen Kuß — ach, nur einen ganz harmlosen Vetterkuß, Lisa.“ so bettelte er, als das junge Mädchen hättig ihr Antlitz vor seiner Annäherung in Sicherheit brachte. „Nur so ein Kuß“, sagte er, „aber Lisa, ich bin ja schon wieder ganz vernünftig. Ich bin schon zufrieden, daß du mit der Reise, der Harzreise —“

„Harzreise? Ich glaube, du bist nicht recht geschickt, den Harz kenn' ich doch schon. Erwinnere dich gefälligst, daß ich sechs Wochen bei tante Alma in Cuedlinburg —“

„Ach, das ist lange her, und dann ist der Harz doch auch so schön, daß man ihn jedes Jahr aufsuchen könnte. Und Wilhelm Maabes Romane spielen zum großen Teil —“

„Im Harz! Jawohl, das ist mir bekannt, aber deshalb geh' ich erst recht nicht hin. Und überhaupt — wenn wir einmal reisen, muß es mindestens die Schweiz sein.“

„O, was für großartige Pläne! Ich hatte mehr Lust, zu einer ibulischen Harzromantische. Aber, du sollst sehen, daß ich nachgeben kann. Gut also, gehen wir in eine Pension am Vierwaldstättersee!“

„Bewahre, Fritz. Glaubst du, es wäre mein Geschmack, mich in einer Pension zu langweilen? Nein, eine echte rechte Schweizerreise will ich machen, jeden Tag wo anders sein, alles sehen, was zu sehen ist und —“

„Hör' auf, mir wird ganz angst! Das ist doch keine Erholung, das —“

„Gut, dann bleiben wir zu Hause. Ich hab's ja gewußt, daß dir's wieder nicht recht ist. Die alte Geschichte: was mir weis erscheint, erscheint dir schwarz. Und da schwarz und weiß

Ja, dann also das nächste Mal; er guckte nach dem Fenster, — denn Marte hatte sie doch wohl auch nicht gesehen? Sie war übrigens vom Fenster verschwunden. Da kam sie heraus.
Sie sah so verschlagen aus. Ob sie vielleicht doch —?
Hast Du die Henne gesehen, Hans?

Nein, — Du?
Nein.
Es ist bestimmt etwas dahinter. Marte tat so gleichgültig. Er wollte schon auf sie aufpassen.
Ich glaube fast, sie ist in den Stall gegangen, sagte er, — ich will dort nachsehen, — er wußte wohl, daß sie dort nicht war, denn da hatten sie jeden Winkel abgesehen.

Daß mich zuerst, sagte Marte, und tat, als ob sie hinlaufen wollte.
Nein, ich will zuerst — und Hans sprang davon.
Ja, es war deutlich, sie wollte ihn forthaben, denn sie tat gar nichts, um zuerst zu kommen. Er wollte sie schon überlisten!

Er schlüpfte in den Stall und guckte durch eine Ritze. Sie stand erst ruhig und blickte sich vorsichtig um, dann schlich sie auf den Zehen an der Stallwand entlang. Er kam heraus, schlich bis zur Ecke und steckte den Kopf vor.

Ab, eben war sie im Begriff, nach den großen Brennnesseln abzubiegen.
Dort hatte sie also die Henne hineinschlüpfeln sehen. Er stürzte vor, gerade auf ihren Rücken los:
Ich weiß es, ich fand sie zuerst.

Sie fielen beide in die Brennnesseln. Die Henne stateterte schreiend davon.
Sie standen auf; — es brannte schrecklich an Gesicht und Händen.

Eine Weile standen sie da, und starrten sich an, Hans die Mundwinkel verzogen, bereit zu weinen, Marte beide Hände voller Rührer in die Höhe haltend.

Plötzlich klatschte ihm die eine Hand hinter die Ohren, daß das Rührer spritzte, und er zu Boden kollerte.

Dann fingen sie beide an zu heulen.

Die alte Henne schalt fürchterlich drüber auf dem Hofplatz.

grundverschieden sind und nicht zusammenkommen können, so ist das der beste Beweis dafür, daß keine ganzen Zukunftspäne hingespinnne sind. Für mein letztes Wort: Du bist der unaussprechlichste Mensch unter der Sonne, und wenn ich sonst jemand wüßte, der unsrer Reifezeit machen könnte, würd' ich ganz gewiß nicht mit dir — aber in der Not frißt der Teufel Fliegen! So, und nun muß ich zu Kette Feldmann ins Kränzchen, und ich hab' mich auch für diesmal genug geärgert. Uebrigens kannst du heute abend nochmal rankommen und einen Schweizerführer mitbringen, damit wir die Route feststellen.“

„Danke für die gnädigste Erlaubnis, Lisa. Ich will's mir überlegen, ob ich, ohne meinen Mannesstolz zu schädigen, meiner kleinen Waise den Willen tun kann. Ich finde wirklich eine solche Schweizerreise, wie du sie vorhast, gräßlich.“

„Und ich finde sie wunderbar. Du siehst: schwarz und weiß! So ist's, und so wird's bleiben.“

„Bist du meine Frau bist. Dann wird alles ganz anders und viel schöner werden, kleine Lisa. Wiedersehen! Und ehe die empörte Lisa etwas erwidern konnte, hatte Fritz Stellung das Zimmer verlassen.“

Geräusch Wetter begünstigte die Sommerreise der drei durch entfernte Verwandtschaft und langjährige enge Beziehungen sich nahestehenden Personen. Aufstiegs Willkomm, etwas bequem geworden, war sehr zufrieden, in Fritz einen Reisebegleiter zu haben, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte.

Lisa war zunächst selig, daß sie ihren Kopf durchgekehrt hatte, und daß ihr jeder Tag neue Eindrücke brachte. Fritz Stellung dagegen war nicht so ganz befriedigt von der Reise. Lisa war freischütiger als je, und er hatte doch so sehr gehofft, bei ihrem Zusammensein endlich das ersehnte Wort von ihren Lippen zu hören: ich will die deine sein. Vergessliche Hoffnung! Schon war man dem Ende des Reiseprogramms ziemlich nahe; man hatte den Bodensee, diese herrliche Eingangspforte zur Schweiz, überquert, hatte den Rätus bestiegen und dem Rigi seine Rüste abgestattet, und bei jeder passenden Gelegenheit hatte Fritz auf die gemeinsame Zukunft angespielt. Aber Lisas stete Entgegnung war: „Schwarz und weiß, das geht eben nicht zusammen.“ Da ließ es Fritz endlich, von seiner Liebe zu reben, doch sonderbarerweise war Lisa damit auch nicht zufrieden. Sie suchte Fritz auf alle Art zu reizen, aber er ging auf nichts ein, und eines Tages sagte er ihr sogar ganz deutlich, er habe eingesehen, daß sie recht habe. Zwei so verschiedene Naturen könnten unmöglich glücklich zusammen werden.

„Nun wirst du hoffentlich zufrieden sein, mein liebes Aufstiegen, und die letzte Reiseweche noch recht genießen.“ so schloß er seine Auseinandersetzungen — „ich entsage hiermit feierlich allen Ansprüchen auf diese kleine Hand und bin nur noch Vetter.“ Von dieser Stunde an trug Fritz eine ganz auffallende Vetterlichkeit an sich, und Lisa tat dasselbe, und keinerlei Meinungsverschiedenheit kam mehr auf, so daß der Lustfahrt, als man nach erlöstem Tagespensum auf der Terrasse eines Hotels in Interlaken saß, fragte: „Sagt 'mal, Kinder, habt Ihr Euch geguckt? Ihr freitet Euch ja gar nicht mehr?“ Lisa wurde rot, und Fritz erwiderte: „Ach, man wird des Streikens auch 'mal müde. Unfel. Und so ein Waffenstillstand, der hoffentlich zu dauerndem Frieden führt, hat entschieden seine Vorteile. Lisa ist sicher derselben Ansicht.“

„Durchaus“, erwiderte Lisa pikiert, und dann behauptete sie, es sei ihr etwas ins Auge gekommen und ging eilig auf ihr Zimmer. — Grindelwald und Lauterbrunnen! Wengen und Klein-Schidegg, Station Schmeer und Würren — welche Fülle von Schönheit, welche großartigen Eindrücke! Selbst der Lustfahrt geriet aus seinem Gleichmut, als man diese Punkte aufsuchte, die mit Hilfe der Bergbahnen so bequem zu erreichen waren. Aber Lisa wurde stiller und stiller und behauptete, die Fülle der Naturschönheiten überbälte sie ganz und gar. Sie ersehe das Ende der Reise.

Es war in Zweilütschinnen. Die jungen Leute standen am Zusammenfluß der schwarzen und der weißen Rüttschine. Durch ein starkes Gewitter am Tage vorher waren die reißenden Gebirgsbäche ungewöhnlich angeschwollen und boten einen entzückenden Anblick, wie sie, vereint, talwärts stürzten. Lisa war auch heute still und ernst und hörte scheinbar aufmerksam auf des Veters geographische Erklärungen. In Wirklichkeit aber war sie weit entfernt von Dingen, wie Flußläufe und Bodenbeschaffenheit. Starr ruhte ihr Auge auf den lebhaft bewegten Wellen, und als Fritz meinte, sie müßten wohl gehen, Papa würde nunmehr sein Schläfchen beendet haben, da sagte sie ganz leise, ohne Fritz anzusehen: „Ich find' es so schön hier. Soll ich dir mitteilen, was diese Wellen mir sagen? Schwarz und weiß — können wohl zusammenkommen und vereint weiter wandern, immer weiter.“ Und was in der Natur möglich ist, soll' es im Leben nicht auch — Fritz, lieber Fritz, wenn du noch willst — da hast du meine Hand!“

„Endlich, Lisa, endlich! Ob ich noch will? Galt du denn nur einen Augenblick geglaubt, ich könnte jemals — nein, ich war meiner Sache sicher, aber daß du so schnell zur Einsicht kommen würdest, hab' ich nicht zu hoffen gewagt. Das verbannt ich den beiden Rüttschinnen, die uns ein so herrliches Brautlied rauschen!“

„Ja, Fritz, und wenn wir uns wieder streiten, dann wollen wir dieser Stunde gedenken. Und — und — unsere Hochzeitreise wollen wir in den Harz machen und ganz still an einem schönen Ort leben, und da sollst du mir Maabe vorlesen.“
„Und wie gerne, du meine süße, schwarze Rüttschine.“
„Doch, daß ich nun gerade die schwarze sein soll, seh' ich wirklich nicht ein.“

„Also, meine süße weiße — mir ist ja alles recht!“ — Fritz legte den Arm um Lisa, und im Angesicht der Bergriesen, die über den beiden Rüttschinnen ihre stolzen Häupter erheben, drückte er den ersten Kuß auf die Lippen seiner Braut.

(Kunst in der Gefängniszelle.

Die langsam hinschleichende Qual der Stunden im Gefängnis und die gezwungene Untätigkeit der Finger bringen den Verbrecher auf alle möglichen Gedanken der Betätigung und veranlassen ihn auch, die Geschicklichkeit seiner Hände in mühsamen Arbeiten zu erproben, die bisweilen zu kleinen Kunstwerken werden. Aus einer Sammlung solcher im Gefängnis entstandenen Gegenstände beschreibt Frederik A. Feltton im Strand Magazine einige besonders merkwürdige Arbeiten, die nicht nur durch den Ort ihrer Entstehung, sondern auch durch ihr Material und die auf sie verwendete Geduld Interesse erwecken. Ein höchst kunstvoll geschnittener Photographierahmen ist aus Brot, Porridge, der breiartigen Hauptkost der englischen Gefängnisse, und Papier gefertigt. Der Gefangene sparte sich Porridge und kleine Mengen Porridge vom Munde ab und knetete daraus den Rahmen, den er auf eine sinnreiche Weise rot färbte. Er wußte sich in der Schneiderwerkstatt rote Papierstücke zu verschaffen, wie sie auf die Zwirnrollen geklebt sind. Aus diesem Papier zog er durch Anfeuchten den Farbstoff heraus und färbte seinen Rahmen damit. In dieses Kunstwerk, das viele Wochen lang seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, steckte er dann die Photographie der Frau, die er kurz zuvor getötet hatte. Andere bildhauerische Talente vertreiben sich die mühsigen Stunden in der Gefängniszelle, um aus Brot und Porridge Kästchen zu machen, die mit allen möglichen Ornamenten verziert sind; sie verwenden auch Wachs und Seife als Material. Die Seife wird von der Ration, die der Gefangene zum Waschen erhält, mühsam abgepart, zur Ausschmückung werden rote Wollfäden verwendet. Das Wachs stahl einer aus der Schuhmacherwerkstatt und formte daraus die Köpfe König Eduards und Napoleons III., die mit den Rückseiten aneinander gefügt wurden, dann eine gelungene Statue des Boxkämpfers Johnson. Ein anderer verfertigte aus Wachs einen kleinen Revolver, der bis auf alle Einzelheiten nachgetreu nachgebildet war. Die Sehnsucht eines anderen Gefangenen bestand darin, ein Schreibzeug zu erlangen. Aus der Schneiderwerkstatt stahl er einen Fingerhut und benutzte ihn als Tintenfaß; als Feder verwendete er ein

Stückchen Stahl, das er mit unendlicher Mühe fein zuspitzte. Nach langen Bitten und Eingaben erhielt er auch Tinte, und von dem Papier, das ihm zu diesen Schriftstücken gegeben wurde, wühlte er einen kleinen Vorrat beiseite zu bringen. So war er endlich so weit, daß er unbeaufsichtigt schreiben konnte, und er verfaßte nun einen langen Roman, den der Wärter entdeckte und konfiszirte. Das höchste Ziel vieler Gefangenen, das zu erreichen sie sich unendliche Mühe und Arbeit nicht verdrießen lassen, besteht darin, sich häufiger zu rasieren, als nach der Gefängnisordnung geschieht. So konstruieren sie sich denn sinnreiche Instrumente, um sich den Bart abzuschaben. Ein eifriger Verbrecher fand eine gewöhnliche Nadel, schärfte sie etwas und wühlte mit ihr seinem üppigen Bartwuchs recht hübsch Einhalt zu tun. Andere steckten kleine Stückchen Blei in Holz und schabten mit ihnen ihre Baden glatt. Solch ein kostbares Instrument oder Stahlschäufelchen, wenn es der Gefangene findet, im Mund oder zwischen den Zähnen in die Zelle gebracht, und die schmerzhafteste Prozedur des primitiven Rasierens dann in allen unbewachten Stunden eifrig vollzogen. Natürlich merten die Wärter, daß die Gefangenen ziemlich glatt rasiert sind, auch wenn der Gefängnisbarbier ihnen nicht seine Hilfe hat angebotene lassen. Sie vermuten, daß der Verbrecher irgendwo ein unerlaubtes Instrument verborgen habe, und nun beginnt ein Wettkampf zwischen Wärtern und Gefangenen, wer der Schläuere sei, der Suchende oder der Verbergende. Gewöhnlich wird das „Rasiermesser“ hinter einem lodernen Ziegel in der Mauer verborgen, der dann wieder täuschend genau eingefügt wird. Als Spiegel dient bei dem Rasiergefäch die blaugraue Seife. Bei dieser unbehaglichen und schmerzhaften Prozedur aber dünkt sich der Gefangene fast ein König, so stolz und glücklich ist er dabei. Auch Romade spielt im Gefängnis eine große Rolle. Sie wird aus allen möglichen festhaltigen Ingredienzien verfertigt, um das Haar damit zu glätten und den Bart zu wischen. Die Frauen sind natürlich noch eifriger. Sie füllen die langen leeren Stunden damit aus, sich die phantastischsten und kompliziertesten Frisuren zu machen, und die größte Strafe ist es für sie, wenn ihnen die Haarnadeln entzogen werden. Eine Verbrecherin machte sich ein Korsett aus den Drahtstangen, die sie nach und nach von einem Gitter losriß, an dem sie täglich vorbeigeführt wurde. Aus dem von den Gefängnismauern abströhlenden Kalk stellten sie ihre Wucher her, und rote Schminke gewannen sie, indem sie den roten Wollfäden, die sie zu ihren Arbeiten erhalten, den Farbstoff entziehen.

* Die Pfirsiche von Montreuil.

Das ungünstige Wetter dieses Sommers ist schuld daran, daß die diesjährige Ernte in Frankreich die schlechteste ist, die man seit langem gehabt hat, daß Gutsbesitzer und Weinbergbesitzer die schwersten Verluste zu beklagen haben. Aber nicht nur Getreide, Wein und Gemüse hat die nasse Witterung zerstört, sondern sie hat auch Paris der beliebtesten Sommerfrucht beraubt, der Pfirsiche von Montreuil, die sonst in ihrem samtweich-leuchtenden Aussehen zum Genuß anlocken und in ihrem Aroma so köstlich schmecken. Dieser Ruhm von Montreuil, der den Bewohnern auch eine gute Einnahme sichert; denn der Pfirsich wird gewöhnlich pro Stück mit einer Mark bezahlt, weht dieses Jahr nur schmerzliche Sehnsucht nach den sonst in reichlicher Fülle vorhandenen Genüssen, die diesmal ganz ausgeblieben sind. Seinen Ruhm als die Stadt der besten Pfirsiche verdankt aber Montreuil der Geschicklichkeit und dem Unternehmungsgeist eines einzigen Mannes. In den Tagen Ludwigs XIV waren die Pfirsiche von Montreuil nicht besser und nicht schlechter als andere. Aber eines Tages kam ein früherer Musiker nach dem Ort, der sich seine dürftige Pension durch das Züchten von Pfirsichen ein wenig aufbesserte. Durch die einfache Methode, kleine Papierbüchsen auf die noch unreifen Pfirsiche zu heften, brachte er auf einigen Pfirsichen den Effekt hervor, daß sie eine von der Sonne gedruckte Inschrift zeigten: „Du Suleil au Roi Soleil“, „die Sonne dem Sonnenkönig“. In einem hübschen Körbchen wühlte er diese Pfirsiche unbemerkt in das Schloß von Versailles zu bringen und dort auf den frühstückstisch Ludwigs XIV. niederzulegen. Der König war über dieses ihm huldigende Obst entzückt. Er aß die Pfirsiche mit Wohlbehagen und forschte eifrig nach, wer sie gebracht hätte. Niemand wußte es, niemand konnte es herausbringen. — aber am nächsten Tage lagen wieder zwei Pfirsiche auf des Königs Tafel. Da erließ König Ludwig eine öffentliche Bekanntmachung, in der er den Schenker der Pfirsiche aufforderte, sich bei ihm zu melden. Nun stellte sich der frühere Musiker vor, wurde von Sr. Majestät höchlich belobt und erhielt die Anerkennung, daß die Pfirsiche von Montreuil die besten wären, die je auf der Zunge des Sonnenkönigs zerfloßen sein. Von nun an legte sich ganz Montreuil wie ein Mann auf das Pfirsichzüchten und hat sich den einmal erworbenen Ruhm bis auf den heutigen Tag erhalten. Girardot aber, der frühere Musiker, der die Pracht der Pfirsichzucht begründet, ist zu einer Art Schutzherr von Montreuil geworden; sein Denkmal erhebt sich in der Stadt und die Hauptstraße ist nach ihm Rue Girardot genannt.

Notatier und Tiere.

Gewisse Luftfahrer haben sich die Beobachtung von Haustieren, Wild und Vögeln vom Luftballon aus zur Aufgabe gemacht und dabei folgendes konstatiert: Haushühner ließen angesichts des Ballons erschreckt wie toll umher und suchten irgendwie Unterschlupf zu gewinnen. Feld- und Waldvögel sahen im Luftschiff einen riesigen Raubvogel, glaubten sich von ihm bedroht und duckten sich an den Erdboden nieder. Hausgänse und Hausenten beschatteten in ihrer bekannten lauten Weise das Erscheinen des unheimlichen Störenfrieds, wogegen Wildenten ruhig auf ihren Gewässern in Erwartung der Dinge, die weiter kommen würden, liegen blieben. Hochgradig nervös geworden zeigten sich den Beobachtern die Tauben, die ängstlich ihre Schläge umflatterten. Auch den Fuß des Ballons aus der Fassung, erschreckt und verwirrt ihn. Nach allen Richtungen schnürt er hin und her, ohne den rechten Weg zum schützenden Dämon zu finden. Selbst dieser Schlawmeter verliert also bei unvorhergesehenem Falle den Kopf. Das Hochwild verlor der Luftballon gewöhnlich zunächst in ruhige Betrachtung; erst das Knattern der Motoren und das Säusen der Propeller läßt es zu Hölse stehen. Hasen springen entsetzt aus dem Lager im Aleeader, aus dem Kühle, Rüben- und Kartoffelfelde. Hühne postieren sich wie auf Kommando zur Linie oder gruppieren sich neuartig. Eigenartig benehmen sich die Störche insofern, als sie in eleganten Kreisen den Ballon begleiten, als wollten sie den Luftschiffern demonstrieren, wie erbärmliche Störche in der Notatier sie ihnen gegenüber sind. Sicher ist es ein Hochgenuss, das Tun und Treiben der Tierwelt auf der Erde, auf dem Wasser, in der Luft, feierlich still im Weltraum dahinschwebend, durch das Fernrohr belauschen zu können.

Sonnenaufgang.

O Morgenglut, du heilige, hohe,

Nun kommst du an.

Nun schmettert deine helle Lohe,

So laut sie kann.

Die Vögelin aus den Laubverstecken,

Die singen hell.

Ihr müht nun noch die Menschen wecken —

Macht schnell! Macht schnell!

sagte er mit einer eigenen Ohren fremd klang, „und es hätte sich mit eine Möglichkeit“

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die
Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.



Roman aus dem Seelenleben.

Von Heinz G. Monts.

(Nachdruck verboten.)

des herben Tages draußen vermengte und ganz eigenartige Farben erzeugte.

An einem der Tage ließ auch der alte Schürmer mit seiner Sippe.

„Halt von Dachbord, Jungens.“ schrie er beim Anblick seines Aeltesten. „Halt von Dachbord, hier sitzt wir.“

Er war bereits recht gelprägt geworden, und die Begrüßung fiel sehr geräuschvoll aus.

„Sett von dal, Jungens.“ rief er und schüttelte uns die Hände. „Gefine, zwei Gläser. Wi wollt anstehen op gaude Gründlichkeit.“

Dann befah er seinen Sohn von Kopf bis zu Füßen.

„Junge.“ sagte er, „du bist en damigen Kerl wor'n in dat Jahr, wo du wegwart. Istehen dbeist du, wie min Reitan.“

„Datt is 'n inudel Gehritig wo nig an seht.“

Aber hier din Moot.“ und dabei klopfte er Waghmann gemüthlich auf die Schulter. „Datt is 'n Kollrigger mit Mondheils in allen drei Lappen un Kanonenporten buttenbords. Mit dem kannt du Stoot maken, Jochen.“

Der alte Schürmer verteilte im Laufe des Gesprächs auch wo der Wirt den Wein herhabe, den man trank.

Bei Schluß war eine mit Wein beladene Brigg gestrandet und Jenz Braker hatte verschiedene Fässer davon geborgen.

Den Grindröden, den Jenzbeamten, hielt er sie fein aus der Aale, und als er im Herbst nach Hause kam, verkaufte er den Wein an Jan Thun.

Und der machte dabei ebenfalls seinen Schnitt.

Es war sein teuerster Wein.

„Aber moß si denn gar nich tanzen.“ unterbrach er sich plötzlich. „Da, Damenwahl. Man tau, Deerns.“

Da machte auch schon Dora einen drolligen Knids vor Waghmann und entführte ihn in das Gemüth.

Auf Anstehen aber wart sie einen lachenden Seitenblick. Sie war der Freundin zuvorgekommen. Das mußte sie wohl.

Aber die wandte sich scheinbar völlig unbefangen an ihren Bruder.

„Dein erster Tanz nach der Heimkehr gehöre ihr. Und lustig plaudernd mischten sie sich zwischen die Tanzenden, deren Stampfen selbst den Wind draußen überlante.

Der letzte, verärgert wie er war, seinen Unflug noch immer fort.

Wie beim Feuer in der nahen Batterie flirrten Thüren und Fenster unter seinem wütenden Mitteln.

„Dann ging sie auf den Bruder zu.“

„N' Dag, Jochen, rote het di dat gahn düsse Reif? Vatter is of binnen.“ Das war ihre ganze Begrüßung.

„Vereingelt und spärlich, wie im Winter den Sperlingen die Wolmen von ihrem Tisch, so wart sie dem Bruder die Worte zu.“

Mit Abigkeit, damit Waghmann nicht etwa denke, sie wolle seine Aufmerksamkeits erregen.

Auf Schürmers Gesicht glänzte der Sonnenchein guter Laune. Die Begrüßung mit der heimathlichen Scholle verlieh ihm eine sonst nie an ihm gekannte Munterkeit. „Kif her, Antien.“ lachte er, „datt is min Brind Waghmann, von dem id di al so veil vertellen heid. Sei dankt as de Düwel. Hoff di god mit em, dann brufft du feenen eenen tau schimeln.“

„Datt brut id of so nich.“ war Antiens Antwort.

„Nun müßte sich auch Dora Waghmann ins Gespräch. Die war eine Waise und als bei einem entfernten Verwandten das Grabenbrat.

„Na, Jochen, mit fennst du wohl überhaupt nich mehr.“ meinte sie. „Datt di mal befinen.“

Dabei sah sie Waghmann an mit einem sonderbaren Blick.

„Wir gingen hinein in den Saal.“ Dort sah man hinauf bis unter das von innen mit Holz verfallte Dach.

Das ruhte auf schweren Balken und mächtigen Pfeilern; alles braun von Alter und von dem Salz der Luft zerfressen und durchseigt.

Von der Decke hing das Modell einer großen Fregatte. Jan Thun, der Wirt der „Meeresvoge“, wollte in seiner Jugend, selbst zur See. Aber er kam nicht dazu. Sein Vater sagte nein, soviel er auch bat und bettelte.

So blieb er halt zu Hause, und als er das elterliche Geschäft übernahm, kaufte er für fünfshundert Mark das Modell.

Da hatte er wenigstens ein Schiff im Bilde. Das rechte seine Rachen gelpenstisch in dem schwachen Licht der qualmenden Petroleumlampen, das sich mit dem



Gestern und Heute.

Was der Ballonsport kostet. Die schnelle Entwicklung der Luftschiffahrt in der letzten Zeit hat natürlich auch die Folge gehabt, daß sich der Sport dieses modernen aller Gefährte benachteiligt hat, und besonders in England und Amerika gilt der Aufstieg im Luftballon als ein Vergnügen, das der Fahrt im Automobil zum mindesten gleichwertig ist. Dabei ist dieser neuere Sport nicht einmal so teuer wie das Automobil. Für schmale Gebührengel sind freilich die Freunde der Luftschiffahrt auch nicht gerade berechnung; aber man kann doch, wie in der Zeitungschrift „Sport“ ausgeführt wird, einen Ballon von guter Qualität für etwa 320 Mk. haben, und einen Seitenballon für 400 Mk. Um ihn zu füllen, braucht man etwa für 100 Mk. Gas. Die Abgangskosten sind dabei auch nicht sehr hoch, da ein Ballon ganz gut für 200 Aufstiege gebraucht werden kann. Man sieht aus diesen Zahlen, daß der Ballonsport nicht entfernt so teuer ist, als die anderen Vergnügungen, die sich reiche Leute zu leisten pflegen. Andererseits gibt es aber keinen Sport, der wohlthätigere Folgen haben könnte, als dieser. Vor allem ist er wie kein anderer geeignet, nervösen Personen mildernden und weichen Gesichtes zu helfen, da die Lebensregung der Menschen schon nach kurzer Zeit des Aufstieges in höheren Luftschichten nachläßt. Die amerikanischen Wissenschaftler, die den Ballonsport zuerst aufgenommen haben, sind daher auf den Gedanken gekommen, ihn als Heilmittel für Nervenleiden anzuwenden. So sind die Aufstiege im Ballon, die einst wissenschaftlichen Zwecken vorbehalten waren, heute ein wirksames Heilmittel der Sportwelt geworden, das als das eleganteste und modernste gilt. Auch die Namen der „Hundert“ sind in der Mehrzahl erfolgreich genug, sich zu erfahrenen Ballonführern auszubilden zu lassen und den Reiz des neuen Sports gehörig auszunutzen. — (Zusammenfassung aus der Zeitschrift der genannten Zeitschrift ausstehend niedrig vor, A. Weh.)

Ausführung des Figuren-Rätsels aus voriger Nummer:

GANS
ISAR
ROSE
ALPE
RING
DACH
IGEL

Humor.

Ausführung des Rätsels (zu einem Freund): „Hast du eine Waise kürzer hier? Und doch wette ich, daß du auch noch nicht eins davon vom Kutt heruntergenommen hast.“

Freund: „Doch, eins habe ich sogar heute morgen gebraucht.“

Student: „So! Wozu denn?“

Freund: „Ach, ich habe es nur einem hartnäckigen Stubiger an den Kopf geworfen.“

Wie man „große Kunde“ macht.

Wie man „große Kunde“ macht. Der amerikanische Konsul in Zürich hat seiner Regierung in Washington un- längst einen Bericht vorgelegt, der interessante Schlüsse auf das Treiben der Antiquitätenhändler wirft. In der Voraussicht eines guten Geschäftes sind die Antiquitätenhändler in Zürich sehr beschäftigt gewesen, und besonders Bräuge ist wieder bereit, den Ansprüchen der Reisenden zu dienen. Bräuge ist das Meiste der Antiquitäten- pilger, und Jahraus, jahrein wird umständig dafür gesorgt, daß den Fremden auch nicht die Gelegenheit fehle, einige der beliebten „großen Kunde“ zu machen. Der neue Käufer denkt ja nicht daran, daß schon vor vielen Jahren alles bis in die letzten Winkel sorgsam durchforstet worden ist und daß alle echten Antiquitäten längst in alle Welt- teile verstreut wurden. Trotzdem findet das Publikum zum alljährlich in den alten Sälen die schönsten alten Krusen, warmgefärbte Schränke und sogenannte alte sü- mische Möbel und alles, was das Latengange festset. Selbst die Kleinhändler in den alten Gassen werden mit Anti- quitäten ausgerüstet, die das Auge anziehen. Das sind die Sälen, in denen man die „wertvollsten alten Stücke für einen Spottpreis erhält.“ In kleinen Zigarrenläden, Kaffee- und anderen einfachen Geschäftszweigen sind (auf Bestellung angefertigte) „alte Gemälde“ aufgehängt, die die Reugier der Fremden erregen. Werde wegen dieser Un- gebung ist die Befestigung immer groß. Man lang- tief in den Winkel, schaut anständiger Preise und schreißt seinem Freunde, daß man „zufällig“ ein „altes köstliches Bild“ erworben, „einen Hund von größtem Wert“ ge- wacht habe, s. s.

Ein Goldkäse aus der Bronzezeit.

Ein Goldkäse aus der Bronzezeit. In dem Goldsal des Britischen Museums ist kürzlich ein zweiter Schatz von neun goldenen Armbrüsten, der in einer Hüftmöhnung des 7. oder 8. Jahrhunderts v. Chr. bei einem Felde in der Nähe von Wesen entdeckt gefunden wurde, ausgehoben worden. Die Armbrüster wiegen im ganzen etwa 300 Gramm. In derselben Stelle wurden bereits acht Armbrüster ge- funden, die zusammen ein Gewicht von etwa 700 Gramm hatten. Beide Funde stammten aus der Bronzezeit.

Welt und Zeit.

Wie man „große Kunde“ macht. Der amerikanische Konsul in Zürich hat seiner Regierung in Washington un- längst einen Bericht vorgelegt, der interessante Schlüsse auf das Treiben der Antiquitätenhändler wirft. In der Voraussicht eines guten Geschäftes sind die Antiquitätenhändler in Zürich sehr beschäftigt gewesen, und besonders Bräuge ist wieder bereit, den Ansprüchen der Reisenden zu dienen. Bräuge ist das Meiste der Antiquitäten- pilger, und Jahraus, jahrein wird umständig dafür gesorgt, daß den Fremden auch nicht die Gelegenheit fehle, einige der beliebten „großen Kunde“ zu machen. Der neue Käufer denkt ja nicht daran, daß schon vor vielen Jahren alles bis in die letzten Winkel sorgsam durchforstet worden ist und daß alle echten Antiquitäten längst in alle Welt- teile verstreut wurden. Trotzdem findet das Publikum zum alljährlich in den alten Sälen die schönsten alten Krusen, warmgefärbte Schränke und sogenannte alte sü- mische Möbel und alles, was das Latengange festset. Selbst die Kleinhändler in den alten Gassen werden mit Anti- quitäten ausgerüstet, die das Auge anziehen. Das sind die Sälen, in denen man die „wertvollsten alten Stücke für einen Spottpreis erhält.“ In kleinen Zigarrenläden, Kaffee- und anderen einfachen Geschäftszweigen sind (auf Bestellung angefertigte) „alte Gemälde“ aufgehängt, die die Reugier der Fremden erregen. Werde wegen dieser Un- gebung ist die Befestigung immer groß. Man lang- tief in den Winkel, schaut anständiger Preise und schreißt seinem Freunde, daß man „zufällig“ ein „altes köstliches Bild“ erworben, „einen Hund von größtem Wert“ ge- wacht habe, s. s.

